

25

phi e

76204

p 393

91601007



+5009 487 01







Santow-Realgymnasium
Jean Jaques Rousseau's

Glaubensbekenntniß

des

Vikars aus Savoyen

(Emil Buch 4)

nebst Einleitung und Schluß

von

Gymnasial-Oberlehrer Dr. Belker.



82/25/6/se

Druck von J. A. Broder, Köln.

9k0/0007 (1885)

9567



25
plie
76204

940
7

282, 886

p 393

Verzeichniß der benutzten Schriften:

1. Oeuvres complètes de J. J. Rousseau, Paris 1793. 37 Bändchen.
2. J. J. Rousseau überfetzt und erläutert von Dr. C. von Sallwürf, Groß. bad. Oberschulrath. Mit einer Biographie von Dr. Theob. Vogt, Professor der Wiener Universität. Emil. 2. Auflage. 2 Bände Langensalza, Herm. Beyer und Söhne 1882 und 1883, eine von der Kritik vielgelobte Arbeit mit einem reichen Material von historischen und kritischen Anmerkungen.
3. J. J. Rousseau's Bekenntnisse, deutsch von G. Julius in 8 Theilen (mit werthvollen Anmerkungen) Leipzig, Otto Wigand 1843 und 1844.
4. Geschichte der franz. Literatur im achtzehnten Jahrhundert von Herm. Fettner, Braunschweig, Bieweg 1860.
5. Geschichte der englischen Literatur 1760—1770 von Herm. Fettner, Braunschweig 1856.
6. Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert von H. Fettner, 4 Bände, Braunschweig 1862, 1864, 1870.
7. J. J. Rousseau als Musiker, von Albert Jansen, Berlin, Reimer 1884, 482 Seiten Groß-Oktav.
8. J. J. R.'s, Religionsphilosophie, unter Benutzung bisher nicht veröffentlichter Quellen von Charles Vorgeand, Genf u. Leipzig 1883.
9. Schreiben an den Herrn Bisar in Savoyen abzugeben bei dem Herrn Johann Jacob Rousseau von Justus Möser, Neue Auflage. Bremen bei Joh. Heinr. Cramer 1777.
10. Friedrich II. u. J. J. Rousseau. Rede zur Feier des Jahrestages Friedrichs II. gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 30. Januar 1879 von E. Du Bois-Reymond, abgedruckt in „Deutsche Rundschau“, Band XIX, 1879.
11. Programm des Gymnasiums in Cleve: „J. J. Rousseau vom Standpunkte der Psychiatrie,“ Cleve 1884.
12. Kirchen-Lexikon von Wetzer u. Welte. Freiburg bei Herder 1847—1856, 12 Bände.
13. Patriotische Phantasieen von Justus Möser, 4 Theile, 3. Auflage, herausgegeben von Möser's Tochter J. W. J. von Vogt, geb. Möser, Berlin 1804. Nicolai.
14. Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des franzöf. Kaiserreichs von F. C. Schlosser. 3. Auflage. Heidelberg 1843 bei Mohr, benutzt 2. u. 4. Band.
15. Apologie des Christenthums von Franz Settinger. Freiburg 1863 erster Band, Beweis des Christenthums.
16. Bibel und Natur von H. Reusch, 3. Auflage. Freiburg 1870.
17. Apologetik von Dr. Vossen, Freiburg 1861 und v. m.
Anm. Rousseau u. Fettner abgekürzt R. u. F.



S.009.487

„Magnus homo sed varius in omni genere vitae fuit. Nam sicut virtutibus eluxit, sic vitiiis est obrutus.“
Corn. Nepos. vita Pausan.

„Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae.“

(Seneca de tranq. animae 17, 10.)

I. Einleitung.

„Jean Jaques Rousseau war unstreitig einer der begabtesten und einflußreichsten Schriftsteller seiner Zeit. In jedem Gebiete des menschlichen Wissens, mit welchem sein reicher Geist sich befaßte, ging er seinen Zeitgenossen als Führer voran und brach neue Bahnen; obgleich persönlich keineswegs fleckenlos, sondern von dem allgemeinen Verderben der Zeit in jeder Beziehung angesteckt, strebte er wenigstens nach Freiheit, Sittlichkeit und Religion; wenn auch das, was er dafür ausgab, nur ihr Zerrbild war, so mag er seinem entfäulichen Jahrhundert gegenüber immerhin als ein Weiser gelten. Aber mit sich und der Welt uneinig, aller Orten nur Uebelstände sehend, stellte er Grundsätze auf, die, konsequent durchgeführt, nicht, wie er beabsichtigte, zur Verbesserung wirklicher Mängel, sondern zur Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse führen mußten; er gehörte zu jenen zerstörenden Geistern, die in den Zeiten allgemeiner Gährung mit blinder Rücksichtslosigkeit gegen Herkommen und historische Tradition, mit dem Fanatismus des abstrakten Gedankens, mit unbedingtem Vertrauen auf die eigene Untrüglichkeit das mühevollte Werk der Jahrhunderte zusammenbrechen und das heiligste Erbe der Völker mutwillig in die Lüfte streuen, ohne dessen Wert zu kennen, oder an dessen Stelle etwas besseres zu setzen.“
Indem wir die Richtigkeit der vorstehenden Bemerkungen Kober's (Kirchen-Lex. von Weizer und Welte Bd 9 S 427) hinsichtlich der religiösen Grundsätze Rousseau's darzulegen suchen werden, wollen wir eine kurze Skizze seiner politischen und pädagogischen Anschauungen vorangehen lassen, indem wir kurz die wichtigsten Schriften Rousseau's anführen in welchen dieselben sich erörtert finden.

Diese Schriften sind 1. Der Discours sur les Sciences et les arts 2. Der Discours sur l'Origine et les Fondemens de l' inégalité parmi les Hommes. 3. Emile ou sur l'éducation. 4. Der Contrat social. Diese 4 Schriften, denen sich die kleineren polemischen Abhandlungen naturgemäß anschließen, fordern und steigern sich gegenseitig mit unverkennbarer Notwendigkeit. Göttnert fügt dieser Aufzählung folgende Bemerkungen über den Zusammenhang derselben hinzu (S. 409): „Die ersten beiden sind die kritische Verneinung des Bestehenden, die offene Kriegserklärung gegen die herrschende Bildung und Gesellschaft; die beiden letzten dagegen sind der systematische Neubau, der Versuch zur wirksamen Besserung und Umgestaltung. Der Emil ist die Antwort auf die Abhandlung über die Künste und Wissenschaften, der Gesellschaftsvertrag die Antwort auf die Abhandlung über die Ungleichheit der Stände. Die Abhandlung über die Künste und Wissenschaften hat bewiesen oder wollte beweisen, daß die bestehende Bildung vom Uebel sei; der Emil will die Menschen für die rechte und ächte Bildung erziehen. Die Abhandlung über die Ungleichheit hat bewiesen, oder wollte beweisen, daß der bestehende Staat dem unverbrüchlichen Wesen des Menschen in schreiendster Unvernunft widerspreche; der Gesellschaftsvertrag will den rechten und ächten Staat suchen, welcher die unveräußerlichen Forderungen und Rechte der eingeborenen Menschennatur wiederherstellt und zur ungeschmälerten Geltung bringt. Gegen das Veraltete und Verrottete erhebt sich die frische Verdelust des unabweislichen Fortschrittsbedürfnisses; gegen das Erstorbene und Erstarrte die unverlierbare Jugendfrische und Innerlichkeit der nach unverkümmerter Entfaltung lechzenden Menschennatur; gegen das Außerliche und Gradlinige einseitiger

Verstandesbildung die drängende Sprache des fühlenden Herzens: gegen das Dintenwüchsiges das Naturwüchsiges.“ In seiner letzten Schrift: „Confessions“, die R. im Jahre 1770 beendete, finden sich wie über seine äußern Erlebnisse so auch über die Entstehung und Schicksale seiner Schriften die eingehendsten Mitteilungen mit einer beispiellosen, nie dagewesenen, wahrhaft sensationellen Offenheit. Darin berichtet er über die erste Schrift, welche sogleich nach ihrem Erscheinen Rousseau zu einem allgemein bewunderten Manne machte. „Im Jahre 1750 unternahm ich eine kleine Reise, um Diderot im Gefängnisse zu Vincennes zu besuchen. (Diderot mußte wegen seiner Schrift „Lettre sur les aveugles“ eine hunderttägige Haft abbüßen). Ich nahm ein Journal „Mercure de France“ mit und fiel auf die Preisfrage der Akademie von Dijon: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe? Da stellten sich mir auf einmal die mannigfaltigen Uebel des gesellschaftlichen Lebens so fürchterlich und eindringlich dar, daß ich unter meiner Empfindung erlag. Ich warf mich neben einem Baume nieder: Alles Elend der Menschen zog in schrecklichen Gestalten vorüber; hundert Anschläge und Entwürfe folgten — und das war mein Beruf zur Autorschaft.“

Diderot erzählt im Leben Seneca's, Rousseau habe ursprünglich beabsichtigt, den altüblichen Weg einer Lobsschrift zu gehen, und habe erst auf die Mahnung Diderot's, daß der entgegengesetzte Weg der lohnendere und aufsehenerregendere sei, die Gegenpartei ergriffen. Hettner hält es für wahrscheinlich, daß Diderot's Einwirkung sich darauf beschränkt habe, Rousseau, der sagte, ob er mit seinem inneren bildungsfeindlichen Groll tolldreist in die Welt treten dürfe, zu diesem Wagnis ermutigt zu haben. Rousseau arbeitete in schlaflosen Nächten mühevoll die Antwort aus. Mit allem Feuer der Beredsamkeit und allen Künsten blendender Sophistik suchte er darzuthun, daß allein der rohe Naturzustand die Völker glücklich mache, daß Künste und Wissenschaften jedesmal den moralischen Zerfall der Nationen herbeiführen, und die Ursachen aller socialen Uebel seien. Obwohl diese Beantwortung das eigentliche Thema verfehlte, denn es handelte sich nur um die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15. Jahrhundert, nicht um ihr primitives Entstehen, so wurde ihr doch wegen der Neuheit der Behauptungen und wegen der glänzenden Beweisführung von der Akademie der Preis zuerkannt. Die Nachricht davon erfüllte den Verfasser mit der lebhaftesten Freude und einem wahren „Fanatismus“ für die Tugend. Nachdem er in seinen Bekenntnissen eine Scene der schlimmsten Sittenlosigkeit geschildert, an welcher er teilgenommen, sagt er: „Diese Nachricht erregte in meiner Seele all die Ideen wieder, welche mir jene Schrift in die Feder diktirt hatten, beseelte sie mit neuer Kraft und brachte den Funken von Heroismus und Tugend zur vollen Flamme, den mein Vater, mein Vaterland und Plutarch in mein jugendliches Herz gelegt hatten. Nichts schien mir groß und schön, als frei und tugendhaft zu sein, erhaben über Glück und Meinung nur sich selbst zu genügen.“ In demselben Jahre veröffentlichte er die Abhandlung unter dem Titel: „Discours qui a remporté le prix à l'Academie de Dijon en l'année 1750, sur cette question proposée par la même Academie: si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les mœurs.“

Näheres über Entstehung, Inhalt, Vorzüge und Schwächen der übrigen 3 Schriften Rousseau's sehe man bei Hettner. Wir gehen gleich über zu einer kurzen Skizzirung seiner politischen und pädagogischen Grundsätze.

Rousseau nimmt im Gegensatz zu den Verderbnissen der bürgerlichen Gesellschaft einen ursprünglichen Zustand der Gleichheit und Glückseligkeit an, welcher durch Entstehung des Eigentums und durch die von den Eigentümern bewerkstelligte Einsetzung der Obrigkeiten zerstört worden sei; er nennt dies einen Akt der Täuschung und einen an der Menschheit verübten Frevel. Der erste, welcher ein Stück Land umzäunte, und sich zu sagen vermaß: „Dies Land gehört mir“ und Leute fand, die

einfältig genug waren, dieses zu glauben, ist der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft gewesen. Die Geseze, lehrt er weiter, wurden dann eingeführt, um dem Schwachen Fesseln und größere Stärke dem Reichen zu geben: sie zerstörten ohne Rückkehr die natürliche Freiheit; sie gaben dem Eigentum und der Ungleichheit Dauer für immer; sie machten aus einer geschickten Annahme ein unwiderrufliches Recht; sie unterwarfen zum Vorteil einiger Ehrgeizigen das Menschengeschlecht für immer der Arbeit, der Knechtschaft, dem Elende. Bei weiterem Nachdenken über die Idee des Staates und die vernunftmäßige Verfassung desselben ließ er nun zwar den Akt, durch welchen die bürgerliche Gesellschaft entstanden sein sollte, als einen nothwendigen sich gefallen, und bezeichnete denselben nach dem Vorgange der früheren Staatsphilosophen, Hobbes, Sidney und Locke als einen Vertrag, welchen die Menschen im Naturzustande mit einigen aus ihrer Mitte zur Handhabung der bürgerlichen Ordnung gegen Uebertragung der obrigkeitlichen Macht geschlossen hätten, entwickelte aber in seinem Werke vom geselligen Vertrage diese Annahme dahin, daß der Gesamtwille des Volkes, welcher den Obrigkeiten die Ausübung der Gewalt um des gemeinen Nutzens willen übertragen habe, während der Eigentümer dieser Gewalt und folglich der eigentliche Oberherr sei; daß die Handlung, durch welche er die Regierung eingesetzt, weniger ein Vertrag mit den Regenten, als ein Gebot für die Obrigkeit sei, den Willen der Oberherrn zu vollziehen, daß die mit dieser Vollziehung Beauftragten nicht die Herrn des Volkes seien, sondern dessen Diener, welches nach Belieben ein- und absetzen könne; daß ihre erste Pflicht im Gehorsam gegen das Volk bestehe und daß sie bei Uebernahme der Verrichtungen, welche die Gesamtheit ihnen auflege, nur eine allen obliegende Verpflichtung erfüllen, ohne das Recht zu haben, über die Bedingung derselben zu streiten. Wenn das Volk eine Regierung eingesetzt und dieselbe einer Familie oder einem Stande erblich übertragen habe, so erzeuge dies für den einen Teil keine Verbindlichkeit und für den anderen kein Recht, sondern dies sei nur eine vorläufige Form der Verwaltung auf so lange, bis es dem Volke gefallen werde, darüber anders zu verfügen. Die rechte Form des Staates sei die republikanische, die jedoch auch in einer repräsentativen Verfassung, wo das Volk seine Rechte durch Stellvertreter ausübe, nicht rein gefunden werde, sondern nur dann, wenn das Volk selbst unmittelbar in eigener Versammlung, wie es bei den Griechen und Römern gewesen, die Geseze gebe und über deren Handhabung wache. Die Erb-Monarchie stellte er wegen Vorherrschaft der persönlichen Interessen des Fürsten und seiner nächsten Umgebungen, wegen der Schwierigkeiten, die zur Alleinherrschaft erforderlichen Talente und Tugenden in einem einzigen Menschen vereinigt zu finden, wegen der noch größeren Seltenheit, daß die Natur mit dem Glücke bei der Geburt eines Thronerben zusammentreffe und wegen der für einen Königssohn stärker als für andere Menschen obwaltenden Gefahr der Verführung, also die Erbmonarchie stellte er als die mißlichste aller Staatsformen dar; jedenfalls bestehe sie nur so lange, als der Fürst nach den Gesezen regiere und keine unumschränkte Gewalt sich anmaße; sobald er diese Bedingungen überschreite, sei der Gesellschaftsvertrag gebrochen und allen Bürgern ihre natürliche Freiheit zurückgestellt, in welcher es keine Pflicht zu gehorchen gäbe. In dem Augenblicke, in welchem das Volk rechtmäßig als obrigkeitliche Körperschaft sich versammle, höre jede Gerichtsbarkeit der Regierung auf, die vollziehende Gewalt sei außer Thätigkeit gesetzt und die Person des letzten Bürgers so heilig und unverleglich als die des ersten Monarchen, weil da, wo der Inhaber der Gewalt anwesend sei, es keines Stellvertreters bedürfe.“

Wir wollen einige Bemerkungen als Kritik zu den in dem vorstehenden kurz excerpierten Sätzen N's. hinzufügen. Was zuerst den geschilderten Naturzustand allgemeiner Gleichheit und Glückseligkeit angeht, so bedarf es für Geschichtskundige keines Beweises, daß derselbe Nichts als eine Fiktion, eine ungeschichtliche Träumerei ist, daß die Gleichheit der Wilden nicht eine ideale Gleichheit sondern nur die Gleichheit allgemeiner Armut, Trägheit und Stumpfheit ist.

Die Glorifikation der Wilden ist nur daraus erklärbar, daß überbildete Zeiten immer Bedürfnis gehabt haben, sich nach der verlorenen Stille und Einfachheit unverfälschter Natur zurückzusehen. Wie Horaz im Gegensatz zur Verderbnis des kaiserlichen Rom's die Tugendstrenge der wilden Scythen preist: so R. das glückliche Los des Wilden, wie er in den Wäldern umherirrt ohne Thätigkeit, ohne Sprache, ohne Wohnung ohne Kampf und ohne Freundschaft, ohne Gang nach andern Menschen, sich selbst genügend: kurz dumpfe, trostlose Tierheit. — Uebrigens hat Kant längst nachgewiesen, daß es Thorheit ist, den Menschen im Naturzustand als das reine, gute, unverfälschte, ächte Menschenwesen zu preisen. Man brauche nur hinzuweisen auf so viele alte Stämme, deren natürliche Triebe völlig verwildert und in unnatürliche Laster ausgeartet sind, auf die Beispiele von ungereizter Grausamkeit in den Mordscenen auf Tofoa, Neuseeland, den Navigatorinseln und in den weiten Wüsten des nordwestlichen Amerika, um von dem *retournons à la nature* R's gänzlich abzukommen. Die Lehre R's über die Begründung des Staates, über die Volkssouveränität, über die ewige Unveräußerlichkeit der Freiheit sind dem Engländer Locke entlehnt, aber R. baut auf den Grundlagen Locke's kühnere und dreistere Folgerungen. Bei Locke hat trotz der Lehre von der Unveräußerlichkeit der Freiheit und von der Volkssouveränität die Krone doch noch immer ganz bestimmte Vorrechte und daher ist bei ihm noch von Empörung gegen die Krone die Rede. Bei R. dagegen ist das Gouvernement nicht nur ohne alle und jede Vorrechte sondern sogar als machtloses und willkürliches Werkzeug des souveränen Volkes ohne alle wirkliche Gewalt. Den Begriff der Empörung kennt daher R. gar nicht. Entthront das Volk den König und die Regierung, so entzieht es nur kraft des ihm immerdar zustehenden souveränen Verfügungsrechtes den zeitweilig erteilten Auftrag. Aber R. geht noch weiter. Zunächst hebt der Begriff der Gleichheit für die beschlußfassenden Versammlungen alle ständische Gliederung auf. Sodann dehnt er den Begriff der Unveräußerlichkeit sogar dahin aus, daß er die Möglichkeit und Rechtsgültigkeit der aus der Volkswahl hervorgegangenen Volksvertretung leugnet. Es bleibt also nichts als die tote und unterschiedlose Kopfszahl, mit anderen Worten: Der Despotismus der Massen ist und bleibt der höchste und unumschränkte Entscheidende im Staat.

Dieser Massen-Despotismus ist der wesentlichste Mangel der Rousseau'schen Politik. Es ist daher nicht zufällig, daß R. mit großem Eifer den Zwang einer gemeinsamen Staatsreligion aufgriff. Er verfügt: „Der Staat muß eine Staatsreligion einführen und hat darauf zu achten, daß dieselbe nicht beeinträchtigt werde. Die Lehren dieser Staatsreligion beschränken sich auf das Dasein Gottes, auf den Glauben an ein zukünftiges Leben, in welchem die Gerechten belohnt und die Bösen bestraft werden, auf die Heiligkeit des Staates und der Staatsgesetze und auf Abweisung aller Unduldsamkeit. Wer zu sagen wagt: außer der Kirche kein Heil, ist ein Todfeind des Staates. Vorher hatte R. den Satz ausgesprochen: „Wer die Staatsreligion nicht bekennt ist zu verdammen, wer sie bekennt und doch gegen sie frevelt, ist des Todes würdig, er hat das größte Verbrechen begangen.“ (Contrat social 4. Buch 8. Kapitel); Seltsame Inkonssequenz: einmal die vorgebliche Intoleranz der allein seligmachenden Kirche brandmarken und zugleich einen Glaubens- und Gewissensdruck seitens der Staatsreligion proklamieren, wie er nie den gräulichsten Despotien eigen war, und sicherlich mit der so gepriesenen Glückseligkeit allgemeinsten Freiheit und Gleichheit im seltsamen Widerspruche steht!

Borgeaud bemüht sich, R. gegen den Vorwurf der Intoleranz und Inkonssequenz in einer langen Ausführung S. 108 bis 127 zu verteidigen. Auf S. 127 zieht er das Facit seiner Auseinandersetzungen also: „R. hat durchaus nicht seinem idealen Staate Macht über die Religion und das Bekenntnis seiner Unterthanen geben wollen, er hat nie durch eine abstrakte Konsequenz die Mißgriffe des altcalvinistischen Genf sanktioniert. Möge man ihm vorwerfen, den Unterschied zwischen Moralität und Legalität nicht festgestellt zu haben, möge man ihm vorhalten, wenn man anderer Meinung ist, er betrachte die innere Moralität der Bürger als eine unerlässliche Bedingung der Legalität ihrer Handlungen, oder auch er denke,

daß ohne den Glauben an Gott, an eine Vergeltung im Jenseits und an die Heiligkeit des gesellschaftlichen Vertrags keine Moralität im Staate bestehen könnte, man höre aber auf ihn zu beschuldigen, die Einrichtung einer Staatsreligion im gewöhnlichen Sinne des Wortes mehr oder weniger bezwecken zu wollen.“

Ob man die dem Staate von R. concedirte Macht über das religiöse Denken und Bekennen der Staatsangehörigen so oder anders nennt, unbestreitbar ist mit dieser Concession der Rechtskittel zur gräulichsten und unerträglichsten religiösen Intoleranz gegeben. Dankenswert ist der von Borgeaud S. 128 bis S. 141 beigelegte Abdruck des ersten Entwurfs des Capitels über die Religion civile aus dem Genfer Manuscript des Contrat social. (vgl. Borgeaud S. 16. 17.

Es war auffallend, daß R. nicht die Consequenz aus seinen Grundsätzen zog, Eigentum und Staat, die beiden Grundursachen aller Uebel zu vernichten. Warum nicht das Uebel in seiner tiefsten Wurzel austrotten und durch Aufhebung des persönlichen Eigentums die verlorne Natureinsicht in ihrer vollen Reinheit und Unversehrtheit wiederherstellen? Fragen dieser Art wurden gestellt und beantwortet, beantwortet in dem offensten und unverblümtesten Sinne des Communismus und Socialismus. Vertreter dieser Richtung waren Morelly, Mably (älterer Bruder Condillacs, Raynal, Abbé Galiani (Machiavellino genannt), u. A. Besonders in dem Buche: (Code de la Nature), (wahrscheinlich von Morelly) sind alle jene kühnen Lehren und Gesinnungen, welche unter dem Namen Socialismus die jüngste Gegenwart in Staunen und Schrecken setzen, auf das bestimmteste vorgezeichnet: Beseitigung des Eigentums, Gemeinschaft der Güter, Arbeit für die Gesamtheit, öffentliche Erziehung, unterschiedslose Gleichheit Aller, Verheiratung jedes Heiratsfähigen, Untrennbarkeit der Ehe in den ersten 10 Jahren u. s. w. Wer gegen diese Gesetze verstößt oder es gar unternimmt, das „abscheuliche Eigentum“ einführen zu wollen, wird für sein ganzes Leben als ein Narr, ein Wütender, und als Feind der Menschheit in einer Höhle eingesperrt, und sein Name verschwindet für immer aus dem Verzeichnisse der Bürger.

Raynal schildert die Völker feige, daß sie seufzen, statt wutentbrannt in kraftvoller That sich ihrer Fesseln zu entledigen S. S. 490—492.)

Daß diese Theorien, die in R. grundgelegt waren, später der Haupthebel der französischen Revolution wurden, ist selbstverständlich. Namentlich wurde R. der Gefeierte der Revolutionshelden. Die Nationalversammlung hat R. durch Dekret vom 21. Dezember 1790 (lettre à M. Beaumont p. 203) die Ehre einer Statue zuerkannt, zugleich für seine Witwe eine jährliche Pension von 1200 livres angeordnet. Noch zu Lebzeiten R's kannte seine Popularität keine Grenzen. „Schloß, Werkstatt, Hütte rissen sich um die verpönten, in unerhörten Aussagen verbreiteten Werke des verfolgten Philosophen. Friedrich II. hielt wenig von R. Friedrich schloß die Augen, vielleicht zu seinem Glück, ehe die von ihm in ihrer Bedeutung unterschätzten Schriften R's auf das entzündliche französische Volk ihre verhängnisvolle Wirkung übten“, nicht ganz 3 Jahre vor Einnahme der Bastille Napoleons I. Ausspruch, daß es ohne R. keine französische Revolution gegeben hätte, ist sicher übertrieben. Ebenso sicher ist, daß mehrere der gräßlichsten Züge der Revolution mittelbar seinem Einfluß zuzuschreiben sind. Die Jacobiner, Robespierre, Saint-Just standen auf dem Boden des Socialvertrages und der arme Jean Jaques, der beim Botanisieren keine Blume unnützlich findet, ist der Geschichte mit verantwortlich für das durch das Fallbeil vergossene Blut.“ (Du Bois-Reymond, Rede zur Feier des Geburtstags Friedrich's II. gehalten zu Berlin 30. Jan. 1879, abgedruckt deutsche Rundschau 1879 Band XIX.)

Mittelbar verantwortlich für den Ausbruch der Revolution ist R. noch vorzugsweise durch seine Einwirkung auf zwei berühmte Schriftsteller aus damaliger Zeit — welche die Ideen R's. mehr noch als die sogenannten Philosophen unter das Volk brachten. Bernardin de St. Pierre und Pierre Augustin Caron mit dem Schriftstellernamen Beaumarchais; der erste Verfasser der lieblichen Idylle von Paul und Viriginie, welche uns fern von allem Lärm der Welt in die schlichte Einsicht ursprünglicher Natureinsamkeit zurückführt; der zweite, ein wilder kampflustiger Charakter, mit zornentflammter Begeisterung, wüthig bis zum Frechen und Pöffenhaften ist durch seine Denkwürdigkeiten und namentlich durch den scharfen Stachel seiner politischen Lustspiele einer der unmittelbarsten Urheber der französischen Revolution geworden. Bernardin de St. Pierre und Beaumarchais welche Gegensätze! und doch sind sie in ihrem innersten Wesen nur verschiedene Strahlenbrechungen der einen Zeitstimmung, des Grolls gegen das Bestehende, der allgemeinen Unzufriedenheit, des unbändigen Schreiens nach Lust, Licht und Freiheit. Idylle und Satyre entspringen, wie Schiller in seiner vortrefflichen Abhandlung über naive und sentimentale Poesie dargelegt, hier aus gemeinsamer Wurzel. In beiden Dichtungsarten befindet sich der Dichter im Widerspruch mit der ihm feindlichen Umgebung. Aber das eine Mal entflieht er dieser widersprechenden Wirklichkeit, und erträumt sich einen Zustand kampflöser Unschuld und vollkommener Befriedigung, das andere Mal nimmt er den Kampf mit der Wirklichkeit thätig auf; hält ihr den Spiegel des Ideals vor und sucht sie durch das Ideal-dichteri-sch zu vernichten. „In R. schreibt Hettner, war verbundene Einheit, was in den beiden Dichtern vereinzelt auseinander ging. In seinem Traum von der hohen Glückseligkeit eines ursprünglichen Naturzustandes lag der Keim der Idylle, in der Verurteilung der staatlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit durch das neugefundene Ideal von der zu erstrebenden Völkerfreiheit der Keim der Satyre.“ Es thut mir leid auf die Werke der beiden Dichter hier nicht näher eingehen zu können, ich

bemerkte nur noch, daß Beaumarchais die berühmten Lustspiele: der Barbier von Sevilla und Figaros Hochzeit verfaßt hat, diese witzsprudelnden, schalkhaft verwegenen Stücke, welche auf dem tiefsten politischen Hintergrund ruhen und dabei doch so jugendfrisch, so süßlich warm und so einschmeichelnd heiter sind, daß zwei der größten Tonmeister, Rossini und Mozart sich an ihnen zu den lieblichsten Melodien begeisterten. Der Figaro war wie sich später Napoleon ausdrückte *la révolution déjà en action* und wirklich! Wenige Jahre nach seinem Erscheinen auf der Bühne steht Figaro in den Gärten des Palais royal und entflammt als wutentbrannter Volksredner die Massen zum Umsturz des Thrones. Sehr richtig sagt Grimm: „Man hat viel und mit Recht von dem großen Einfluß Voltaires, Rousseau's und der Encyclopädisten gesprochen: aber von dem Volke selbst wurden diese Schriftsteller wenig gelesen, Eine Vorstellung von Figaros Hochzeit und des Barbiers von Sevilla dagegen gab Regierung, Gericht, Adel und Finanzwelt rettungslos der Verurteilung der gesammten Bevölkerung aller großen und kleinen Städte preis. (Mém. inéd. Bd. 2, S. 381.)“

Pädagogische Grundsätze: Diese finden sich natürlich hauptsächlich in dem berühmten Werke: *Emile ou sur l'éducation*. Dasselbe enthält kein eigentliches pädagogisches System. Mein System, sagt er, ist der Entwicklungsgang der Natur. Er verfolgt die natürliche Entwicklung seines Zöglings von Stufe zu Stufe und zeigt, was auf jeder derselben vom Erzieher zu geschehen habe. Das erste Buch des Emil spricht von der allerersten Erziehung des Kindes bis zu dem Zeitpunkt, wo es sprechen lernt. Hier ermahnt er besonders die Mütter, dem Kinde selbst die erste Nahrung zu reichen. Die Folgen davon waren sogleich lächerliche und schädliche Uebertreibungen. Mit Recht bespöttelt ein Erziehungsroman aus damaliger Zeit jene vornehmen jungen Mütter, welche aus dem durch R. zur Mode gewordenen Selbststillen der Kinder sogleich einen Anlaß zu neuer schamloser Koquetterie nahmen. Das zweite Buch begreift die Erziehung bis ins 12. Jahr, das dritte schließt mit dem Beginn des 15. Jahres und das vierte führt den Zögling bis zur Zeit des Heiratens, und endlich im fünften Buche wird Sophie Emils Frau und deren Erziehung geschildert. Sonderbar wird Emil von seiner erwählten Sophie frevelhaft hintergangen, flieht, wird als Sklave nach Algier verschlagen und schwingt sich dort zum Ratgeber des Dey auf. Man sollte meinen, R. hätte es fühlen müssen, daß er damit der Umsicht und Weisheit des Erziehers, welcher seinem Zöglinge gerade diese Lebensgefährtin gewählt hatte, ein sehr bedenkliches Zeugnis ausstellt. Uebrigens enthält das Werk unzweifelhaft treffliche Gedanken und Vorschläge, die von einer tiefen Menschenkenntnis des Verfassers zeugen, und namentlich der Ueberbildung seines Jahrhunderts gegenüber sehr wohlthätig wirkten; aber ebenso gewiß ist es auch, daß es unzählige Irrtümer und Paradoxien in sich schließt, die konsequent durchgeführt für Familie und Gesellschaft gleich verderblich wirken müssen. R's Pädagogik ist der getreue Reflex seiner religiösen und politischen Grundsätze: wie er eine göttliche Offenbarung leugnet, und selbst seine Naturreligion auf das Minimum irgend eines unbekanntes göttlichen Wesens reduziert, und wie er in politischer Beziehung den rohen Naturzustand der Menschen als Ideal eines glücklichen Volkes preist, so besteht ihm auch die Aufgabe der Erziehung lediglich darin, durch freie Entwicklung der angeborenen Kräfte einen Naturmenschen zu bilden, der losgetrennt von Gott und seinen Mitmenschen nur für diese Erde lebt, und darauf angewiesen ist, nur für sich selbst zu sorgen, ohne Religion und höhere Bildung, ohne gesellige Tugenden und Liebe zum Nächsten, „ein französisirtes Karai- oder karaibisirtes Franzosenkind.“ Stellen wir kurz die Hauptgrundsätze von R's Erziehungslehre zusammen: 1. Alles ist gut, was aus der Hand des Schöpfers hervorgeht. Alles artet aus unter den Händen des Menschen. Jeder Mensch ist von Natur aus gut, eine Erbsünde giebt es nicht, es giebt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen, die einzige angeborene Leidenschaft ist Selbstliebe, welche von Natur aus gutartig ist. Daher hat die Erziehung statt wie bisher positiv auf den Zögling einzuwirken, bloß dafür zu sorgen, daß seine natürlichen Kräfte und Anlagen sich frei entwickeln und in dieser freien Entwicklung durch äußere Hindernisse nicht gehemmt werden. Was soll man thun, fragt er, um einen Naturmenschen zu bilden? Viel ohne Zweifel, — nämlich verhindern daß etwas gethan werde. Diese Lehre von dem ursprünglich guten unverdorbenen menschlichen Herzen

widerspricht nicht bloß den Lehren des Christentums, sondern den Stimmen der Weisen aus allen Jahrhunderten. Was täuschen wir uns, schreibt Seneca, nicht außer uns ist das Böse, in uns ist es, in der Tiefe des Herzens hat es seinen Sitz; ohne Scheu müssen wir dies von uns sagen, daß wir böse sind, böse waren u., — recht ungern füge ich es hinzu, — auch böse sein werden. Ovid, Aristoteles, Euripides, Sophokles, der heil. Paulus, Augustinus, Kant, haben als scharfsehende Psychologen diese unleugbare Wahrheit erkannt und auf das Bestimmteste ausgesprochen. Daß ein verdorbener Gang im Menschen eingewurzelt sein müsse, sagt Kant, darüber können wir uns, bei der Menge schreiender Thatfachen, welche uns die Erfahrung vor Augen stellt, den förmlichen Beweis ersparen. Woher der Widerspruch im Wesen des Menschen, fragt Bossuet? Unsterbliches und Vergängliches, geistiges Streben, und fleischliches Geliüste, Engel und Tier in einem Wesen vereint! Er ist wie die Ruine eines wunderbaren Baues, verwüstet und zerflört. Doch bewahrt er jetzt noch die Spuren seiner Größe und die Erinnerung an den, der ihn schuf.

2. Ein Hauptgewicht legt N's Pädagogik auf Ausbildung des Körpers zur Gesundheit und Kraft. Der Leib muß Kraft haben, um der Seele zu gehorchen, je schwächer er ist, um so mehr befehlt er, je stärker, um so mehr gehorcht er. Die Arzneikunst macht uns niederträchtig, heilt sie auch den Leib, so tötet sie doch den Mut. Mäßigkeit und körperliche Arbeit vertreten die Medicin, Aerzte mit Recepten, Philosophen mit Präcepten, Priester mit Ermahnungen machen das Herz feig und sind die Ursache, daß man das Sterben verlernt. Von Natur leidet der Mensch standhaft und stirbt in Frieden.

Eine Menge von Sätzen, worin einige Körnchen Wahrheit mit einer Menge von Irrtum durcheinander geworfen werden. Die Forderung, daß der Leib ausgebildet werde, ist an sich nur zu billigen aber die Art und Weise, wie sie von N. und seiner Schule verstanden wird, führt zum Extremen. Der Leib wird ausgebildet auf Kosten der höheren und edleren Kräfte des Geistes. Mit Recht ist die Flachheit der philanthropischen Erziehungsanstalten, welche zwar gesunde Körper, aber nur leere Köpfe bildeten, im Allgemeinen in Verwurf gekommen. N. läßt die alte Wahrheit unbeachtet, daß der Leib nicht bloß der Pflege sondern auch der Zügelung bedürfe, sonst gerät die Vernunft in die Sklaverei seiner Begierden und Leidenschaften, er befehlt, statt zu gehorchen. Der Satz, daß ein starker Leib der Seele gehorche und ein schwacher ihr befehle, ist nicht allgemein wahr, sondern nur dann, wenn er im Dienste des Geistes stark, oder wenn er durch Verzärtelung, Verwöhnung, Ausschweifung und andere Ursachen schwach geworden ist. Ob der Mensch von Natur standhaft leidet und in ruhigem Frieden stirbt, wissen Aerzte und Priester besser, und N. selbst bezeugt in sich das Gegenteil.

3. Für die intellectuelle Bildung stellt N. die Forderung auf, die wirklich unverständige Methode müsse verlassen werden, die Kinder schon in ihrer frühesten Jugend durch den verschiedenartigsten Unterricht geistig und körperlich auf qualvolle Weise zu verkrüppeln. Auch für unsere Tage ist darin gewiß eine beherzigenswerte Wahrheit ausgesprochen. Wie es eine Menge von unverständigen Eltern giebt, die darauf ausgehen, sobald ihre Kinder, Knaben oder Mädchen nur eben laufen können dieselben körperlich in der buntesten lächerlichsten Weise herauszuputzen und zu Zier- und Schwadronier-Puppen heranzudressiren: so sind andere in ebenso unverzeihlicher Eitelkeit darauf aus, ihre Kinder sobald als möglich mit allerlei Lernstoff anzufüllen, um sie als Wunderkinder der Intelligenz in der feineren Gesellschaft präsentiren zu können. Soweit wie wir oben sagten, ist also der Grundsatz N's durchaus vernünftig und beachtungswert; allein wenn er weiter sagt, man solle die Kinder nichts positives lehren, sondern ihre Kräfte bloß anregen, damit sie das, was sie zu wissen nötig haben, selbst finden und aus sich selbst produzieren; — wenn er sagt: Der Zögling soll nichts wissen, weil ich es ihm gesagt, sondern weil er es begriffen hat, er erlerne die Wissenschaft nicht, sondern er erfinde sie,

so verfällt er offenbar in das entgegengesetzte Extrem, dessen Folgen noch weit verderblicher sind. Der in dieser Weise erzogene Mensch wird wirklich glauben, Alles selbst gefunden zu haben, er wird den maßlosten Hochmut und Wissensdünkel zur Schau tragen, er wird undankbar gegen den Lehrer, dem er ja eigentlich nichts verdankt, er wird, wenn er nichts positives zu lernen hat, auch nie zu tüchtigen Kenntnissen gelangen, wohl aber zu einer feichten Oberflächlichkeit, vornehmen Kritizierfucht und frechen Verachtung aller echten und kernhaften Wissenschaft. Die modernen Rabulisten, Besserwisser und Weltverbesserer, die ewigen Tadler und Kritiker alles Bestehenden, sind in N's Schule gebildet worden.

4. Diese Folge begünstigt noch besonders ein vierter Erziehungsgrundsatz N's, der Zögling bedürfe keiner Unterwerfung unter die höhere Autorität des Erziehers, er solle vielmehr angewiesen werden, nur das zu thun, was ihm zusagt und was er selbst als vernünftig erkannt hat. Eine schauderhaft verderbliche Lehre, hervorgegangen aus der unglückseligen Ansicht von dem natürlich guten und unverdorbenen Willen des Menschen, eine Lehre, wodurch die unerträglichste Herrschsucht, der verbissenste Eigensinn gepflegt wird, wodurch jede Achtung vor der Autorität systematisch erstickt und unruhige Köpfe gebildet werden, die mit keinem der bestehenden Verhältnisse zufrieden, sich selbst und anderen zur Dual die gefährlichsten Feinde der gesellschaftlichen Ordnung sind.

5. Ein weiterer Zug der Pädagogik N's ist sein Bestreben, nur Naturmenschen zu bilden und daher seinem Zöglinge Kenntnisse und Geschicklichkeiten beizubringen, welche auf das Materielle gerichtet sind, während das Höhere und Geistige ihm wertlos ist: Handwerker gelten höher als Künstler und Gelehrte. Diese Theorie hat in der französischen Revolution ihre Früchte getragen. Als die ehrwürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft galten damals Ackerbauer, Tagearbeiter, Handwerker; die Vertreter der geistigen Interessen standen auf der untersten Stufe. Man hielt sie für völlig unnütz in der Gesellschaft und trachtete, sie als Aristokraten des Wissens aus derselben zu entfernen. Von N's Standpunkt war es daher konsequent, wenn seinem Emil alle höheren Wissenschaften fremd blieben. In seinem 15. Jahr hat er noch keine Spur von wissenschaftlichen Kenntnissen. Was wäre auch die Geschichte ohne Tyrannen, ohne Krieg, ohne Verschwörungen? Die Philosophie soll ihm überhaupt fremd bleiben, er soll nicht einmal wissen, ob er eine Seele habe. Wozu sich auch müßigen philosophischen Betrachtungen hingeben? Denke ein jeder nur an seine Pflicht, an sein Vaterland, an die Unglücklichen, an seine Freunde! Wozu sich der Rechtskunde befleißigen? Wozu dient uns die Rechtskunde ohne die Ungerechtigkeit der Menschen? Wozu Künste lernen? Was würde man mit den Künsten beginnen, ohne den Luxus, der sie groß zieht? Gegen so einseitige aus verbittertem Gemüte stammende Raisonnements ein Wort der Widerlegung zu sagen, ist überflüssig.

6. Die sechste Erziehungsvorschrift N's betrifft den Unterricht in der Religion. Für diesen, sagt N. ist das Kind absolut unfähig; es vermag die Gottheit nicht zu begreifen, daher lasse man um Gottes Willen vor dem 18. Jahre das Kind nichts von Gott hören. Wir fragen: Vermag etwa der Greis von 80 Jahren Gott zu begreifen? Vermag überhaupt jemals ein Mensch auf Erden dieses? Und wenn nicht, warum denn nicht den Religionsunterricht verschieben, nicht bis in's 18. Jahr, sondern bis in's Jenseits, wo dann die Engel und Erzengel als Religionslehrer angestellt nach Pestalozzi's Manier Anschauungsunterricht erteilen können?

Die Biblische Geschichte und der gewöhnliche katechetische Unterricht, meint N. weiter, ist Kindern gegenüber Unsinn. Wenn ich, sagt er, ein Bild von widerwärtiger Dummköpfigkeit malen wollte, so würde ich einen Pedanten zeichnen, der Kindern Katechismus lehrt; so wie ich, wenn ich ein Kind närrisch machen wollte, es anhalten würde, mir das zu erklären, was es sagt, wenn es seinen Katechismus herbetet.

Der erste religiöse Unterricht, den der 18jährige Emil empfängt, bezieht sich bloß auf die natürliche Religion. Hinsichtlich des positiv Christlichen fragt N.: „Welcher Sekte wollen wir den Menschen der Natur

zugefellen?“ und antwortet: „Weber dieser noch jener, aber in den Stand wollen wir ihn setzen, diejenige zu wählen, zu welcher der beste Gebrauch seiner Vernunft ihn führen muß. Dann geht N. dazu über, als Schema für den Religionsunterricht seines Emil als vielleicht geeignet vorzuschlagen:

Profession de Foi du Vicaire Savoyard (nach Kober im N. Lex.)

II. Profession de Foi du Vicaire Savoyard.

Die Erziehungslehre ist nur die eine Seite des Emil. Das Buch will, sagt S., nicht blos eine Vertiefung und Läuterung der Erziehung, sondern eine Vertiefung und Läuterung der gesamten Bildung sein. Die Spitze der Bildung aber ist die Gestalt und Art der Religion. Sage mir, was deine Religion ist, und ich kenne deinen geheimsten Menschen. Daher ist es durchaus angemessen, ja es ist der eigenste Kern des Buches, daß N. in der berühmten Profession de Foi du Vicaire Savoyard sein tiefstes Glaubensbekenntnis ausspricht.

Man hat darüber gestritten, ob dieses Glaubensbekenntnis nur eine Episode des E. sei. Dies ist es so wenig, wie die Parabel von den drei Ringen eine Episode von Lessing's Nathan ist. Als N. den Emil vor der Veröffentlichung für sich verloren glaubte, wie er in einem Briefe an Moulton vom 12. Dezember 1761 schreibt, wollte er wenigstens diesen Teil sichern und übergab seinem Freunde Moulton eine Kopie desselben. Er nennt sein Buch gegen diesen Freund die „nützlichste, beste und letzte seiner Schriften.“ Zu dieser Wertschätzung mußte er sich durch das Glaubensbekenntnis ganz besonders berechtigt halten. „Aus den beiden ersten Bänden, schreibt er am 16. Februar 1762, will ich wegnehmen lassen, was man nur will; aber ich werde nicht dulden, daß man an das Glaubensbekenntnis rühre: „Es soll bleiben wie es ist, oder ganz unterdrückt werden.“*) Wie in der „Neuen Heloise“, so hatte auch N. sich hier geschmeichelt, beide entgegengesetzte Parteien, die Materialisten und die Offenbarungsgläubigen, einander näher zu bringen durch gegenseitige Achtung; den Philosophen zu zeigen, daß man an Gott glauben könne ohne Heuchelei, und den Gläubigen, daß man ungläubig sein könne, ohne ein schlechter Mensch zu sein. In dieser Hoffnung wurde N. bitter getäuscht: In beiden Heerlagern erweckte das Glaubensbekenntnis die ärgste Erbitterung. Die Gottesleugner verschrieten ihn als einen Gläubigen, und die Gläubigen verschrieten ihn als einen Gottesleugner.

Wie der Emil überhaupt nicht blos Lehrbuch, sondern auch Roman ist, so leitet auch N. die Profession de Foi mit einer ausführlichen romanhaften Erzählung ein. Vor etwa 30 Jahren habe sich in einer Stadt Italiens ein ehrbarer Geistlicher seiner angenommen, da er jung und heimatlos dem äußersten Elende nahe gewesen. Das Urbild für diesen Geistlichen, der den verirrtten jungen N. aufnimmt, ist Gätier, (Julius Bekenntnisse 3. Buch S. 49 fgd.) auch der Abbé de Gouvon hat N. vorgezeichnet. Weitläufig erzählt N., wie der Geistliche die Gefahr sah, in der er schwebte und welche Mittel zur Rettung er anwandte. Nachdem er das Vertrauen N's gewonnen, stellt er dem so wenig vom Glücke

*) Der Emil verdankt die Unruhe, die er in der Welt erregt hat, seinem „Religionslehrer, dem Herrn Vicarius aus Savoyen“; ohne diesen oder bei einem anderen Religionslehrer hätte er weder so enthusiastische Anhänger noch so erbitterte Feinde gefunden.

Begünstigten in Aussicht, ihn glücklich zu machen wie er selbst trotz Armut, Verbannung und Verfolgung glücklich geworden sei. „Wenn Du, sagte der Geistliche zu R., „mein ganzes Glaubensbekenntnis empfangen hast, und den Zustand meiner Seele vollkommen kennst, wirst Du einsehen, warum ich mich für glücklich halte, und wenn Du denkst wie ich, was Du zu thun hast, um es auch zu sein. Aber diese Geständnisse sind nicht das Werk eines Augenblickes; ich brauche Zeit, um Dir meine Ansicht über das Los des Menschen und den wahren Wert des Lebens vollständig auseinander zu setzen: Suchen wir einen passenden Ort und Augenblick, um uns dieser Unterhaltung in aller Ruhe hinzugeben.“ Die Zusammenkunft wurde auf den folgenden Morgen festgesetzt. „Es war im Sommer, mit Tagesanbruch erhoben wir uns. — Er führte mich zur Stadt hinaus auf einen hohen Hügel, unter welchem der Po dahinfloß, dessen Lauf durch die fruchtbaren Ufer, die er bespült, man sehen konnte. In der Ferne wurde die Landschaft gekrönt durch die ungeheure Kette der Alpen. Die Strahlen der aufgehenden Sonne bestrichen schon die Ebene, und Bäume, Hügel und Häuser in langen Schatten auf das Gefilde hin malend, belebten sie mit tausendfältigem Lichtspiel das reizendste Gemälde, welches vor ein menschliches Auge treten kann. Man hätte sagen mögen „die Natur habe vor unseren Augen ihre ganze Pracht entfaltet, um den Text zu unserer Unterhaltung zu liefern. Hier, nachdem er dieses Schauspiel einige Zeit stillschweigend betrachtet hatte, sprach der Mann des Friedens also zu mir.“

Nun folgt das Glaubensbekenntnis. Der Vikar erzählt: „Ich bin als armer Bauernsohn geboren. Man bestimmte mich zum Priester, und ich lernte und sagte, was man wollte, ich machte mich verbindlich, wozu man wollte, und wurde Priester. Aber ich merkte nur zu frühe, daß ich mehr versprochen, als ich halten konnte, da ich mich verpflichtete, nicht Mensch zu sein. Von Jugend auf habe ich die Ehe als die erste und heiligste Einrichtung der Natur geachtet. Da ich mir das Recht benommen, mich ihr zu unterwerfen, faßte ich den Entschluß, sie nicht zu entweihen; dieser Entschluß stürzte mich in das Unglück; meine Achtung vor den ehelichen Rechten anderer machte meine Fehltritte zu offenkundig. Ich mußte das Aergernis sühnen: man ergriff, verurteilte, verbannte mich und ich wurde vielmehr das Opfer meiner Gewissenhaftigkeit als meiner Unenthaltbarkeit.“ Dann folgt eine lange Erörterung über die einzelnen Punkte des Glaubensbekenntnisses. Gegen Ende desselben sagt er von sich selbst: „Ehemals las ich die Messe mit der Gedankenlosigkeit, mit der man auf die Länge die wichtigsten Dinge behandelt, wenn man sie zu oft thut. Seit der Aenderung meiner Grundsätze feiere ich sie mit mehr Andacht, ich befolge alle Gebräuche mit Sorgfalt; ich lese die Texte mit Aufmerksamkeit. Ich mache es mir zur Pflicht, weder das geringste Wort, noch die geringste Ceremonie zu übergehen; wenn ich mich dem Augenblicke der Consekration nähere, so sammle ich mich, um sie mit all den Gesinnungen vorzunehmen, welche die Kirche und die Größe des Sacramentes erfordert; mit Ehrfurcht spreche ich die sacramentalen Worte und ich schenke ihrer Wirkung allen Glauben, dessen ich fähig bin.“ Schließlich ermahnt er den kürzlich katholisch gewordenen R. in sein Vaterland und zum Calvinismus zurückzukehren. Denn, sagt er, diese Religion ist sehr einfach und rein; ich halte sie unter allen Religionen der Erde für diejenige, deren Moral die reinste ist und welche die Vernunft am meisten befriedigt.“

Ein seltsamer Mann dieser Vicarius: Deist, Indifferentist, Verehrer des Calvinismus und dazu kathol. Geistlicher, der das erhabenste kath. Geheimniß mit peinlichster Ehrfurcht und Gewissenhaftigkeit behandelt! Dieser Vicarius aus Savoyen hat übrigens schon einen weiblichen Vorgänger in R's neuer Heloise. Im neunten Buche der „Confessions“ sagt R. bezüglich des 11. Briefes im 6. Theile der neuen Heloise: „La profession de foi de cette même Héloïse mourante est exactement la même que celle du Vicaire Savoyard . . . tout ce qu'il y a de hardi dans l'Emile. étoit auparavant dans la Julie.“ Diese Julie hat ihr Urbild in der Gräfin d'Houdetot; R. hatte diese bei ihrer Schwägerin, Mad. d'Epinau

kennen gelernt. Mad. d'Houdetot war unglücklich verheirathet, und liebte Saint Lambert, den Dichter der Jahreszeiten. *)

R. schrieb 1756 an der Neuen Heloise; bald sah er in Mad. d' Houdetot, für die er trotz seiner 44 Lebensjahre begeistert zu schwärmen anfang, die Julie seiner Dichtung. Diese enthält im ersten Teil Naturschilderungen und seelenvolle Darstellungen glühender Liebe und Sehnsucht von unvergänglicher Schönheit. „Und doch, sagt S., endigt dieser erste Theil in einem häßlichen Schlußmotiv. Niemand kann sein eignes Selbst verleugnen. Nur eine im höchsten Sinne des Wortes schöne und reine Seele kann das Schöne und Reine darstellen. R's. Phantasie aber war verwildert. R. kannte die angeborene Hoheit des Weibes nicht. ¹⁾ Julie, die Geliebte, fällt; und sie fällt nicht in einem unbewachten Augenblicke aufflammender Leidenschaft; sie fällt mit Vorbedacht und Berechnung, aus frecher Sinnenlust. Damit wird die innerste Wurzel angegriffen. R., der so viel gegen schlechte Romane geeifert, hatte nun selbst einen schlüpfrigen Roman geschrieben. Er wollte diesen Fehler möglichst sühnen und so entstand eine Fortsetzung, welche den ersten Theil nicht folgerichtig weiter führte, sondern auslief in einen Sitten- und Tugendroman mit lehrhaft moralisirender Absichtlichkeit, unter deren Druck die frischen Naturtöne des Herzens, welche die erste Hälfte auszeichneten, völlig verstummen. Julie erhielt von R., wie später der Vicaire, Procura seine salbungsvollen Reden über die Heiligkeit der Ehe, **) über Tugend, Gewissen, die Unwandelbarkeit der Sittengesetze und in dem genannten Brief (VI Theil, 11. Brief) die deistlichen und verschwommen christlichen Grundsätze R's zu kontrastiren. Gehen wir jetzt zur genauern Besprechung der Profession du Vicaire Savoyard über. Das Glaubensbekenntnis predigt den feichten, allem Christentume feindlichen Rationalismus des 18. Jahrhunderts. Obwohl es die geoffenbarte Religion nicht anerkennt, spricht es wenigstens mit Ehrfurcht von ihr, nicht, wie die Encyclopädisten mit blasphemistischem Hohn und gehässiger Frivolität. Im ersten Theil entwickelt der Vikar, d. h. R. die Grundzüge seiner natürlichen Religion: „Ich zog die Philosophen zu Rate, ich durchblättere ihre Bücher, ich untersuchte ihre verschiedenen Meinungen: ich fand sie allzumal stolz und rechthaberisch, sie glauben alles zu wissen ohne etwas zu beweisen, einer spottet über den andern und dieser ihnen sämmtlich gemeinsame Punkt schien mir der einzige zu sein in welchem sie alle Recht haben. Sie triumphiren, wenn sie angreifen und sind ohne Kraft, wenn sie sich verteidigen; wägt man ihre Gründe ab, so haben sie solche nur zum Zerflören; zählt man die Stimmen, so findet sich jeder nur auf die seinige beschränkt, sie vereinigen sich nur um zu streiten. Sie also zu hören, war nicht das Mittel, aus meiner Ungewißheit zu kommen. . . . ich nahm also einen andern Führer und sagte zu mir: Ich will das innere Licht zu Rate ziehen, es wird mich weniger misleiten oder wenigstens wird mein Irrtum mein Irrtum sein.“ Die Dogmen der natürlichen Religion, zu welcher dieses innere Licht ihn führte, sind: „Ich glaube erstlich, daß ein Wille das Weltgebäude bewegt und die Natur beseelt; zweitens, daß eine nach bestimmten Gesetzen bewegte Materie lehre, es sei eine Intelligenz — dieses Wesen, welches will und welches kann, dieses durch sich selbst thätige Wesen, welches, mag es an sich sein, was es will, das Weltgebäude bewegt und

¹⁾ Siehe am Schlusse der Abhandlung.]

*) Saint Lambert geb 1717, gest. 1803, einer der atheisistischen Philosophen, war der Günstling der langjährigen Freundin Voltaire's, der gelehrten Marquise du Chatelet. Voltaire lebte etwa 16 Jahre mit ihr zusammen auf dem Schlosse Cirey, an der Grenze zwischen der Champagne und Lothringen. Die Marquise verstand griechische und röm. Literatur, Geometrie und Metaphysik, studirte Leibniz und Newton und führte beide durch Uebersetzungen und Bearbeitungen in Frankreich ein. Friedrich der Große pfl egte sie scherzhaft Venus-Newton zu nennen. Die Marquise hatte am Hofe des Königs Stanislaus zu Lüneville ein neues Verhältniß mit Saint Lambert angeknüpft; dieses endete 1749 mit einem tödtlichen Wochenbette. Voltaire war untröstlich, weil er die Marquise tief und aufrichtig geliebt hatte. Voltaire war damals 55 Jahre alt, St. Lambert 32.

**) 3. Abtheilung 18. Brief — ungefähr 40 Seiten hindurch eine lange Predigt über das Thema Johannes des Täufers vor Herodes: non tibi licet habere uxorem fratris tui und die Bußpredigt Nathan's vor David. II. Samml. 12, 1—12.

alle Dinge ordnet, nenne ich Gott. Ich verbinde mit diesem Namen die Ideen der Intelligenz und der Willenskraft — und den Begriff der Güte, welche eine notwendige Folge davon ist . . . Der Mensch ist in seinen Handlungen frei und als solcher von einer immateriellen Substanz beseelt — dies ist mein dritter Glaubensartikel.“ In allen anderen religiösen Fragen huldigt der Vikar dem Skeptizismus und erklärt es für unmöglich, daß unser beschränkte Verstand darüber jemals zur Gewißheit gelange. Ob die Seele unsterblich ist, N. vermutet es, und diese Vermutung ist ihm tröstend. Ob die Qualen der Bösen ewig dauern werden, N. weiß es nicht. „Ich habe,“ sagt er, „nicht die eitele Neugier unnütze Fragen zu erörtern. Dieselbe Ungewißheit in Betreff der Welterschöpfung „ich verstehe nichts davon, der Begriff der Schöpfung verwirrt mich und geht über meinen Verstand . . . Je mehr ich mich anstrenge, Gottes unendliches Wesen zu betrachten, desto weniger begreife ich es.“ Er ist, das ist mir genug . . . Das moralische Handeln der Menschen bedarf keiner positiv göttlichen Gebote und noch weniger einer göttlichen Gnade: „Ich finde die Regeln und Grundsätze desselben mit unauslöschlichen Zügen in meinem Herzen eingegraben. Alles, was ich als gut erkenne ist gut, und alles was ich als böse erkenne ist böse.“ Der beste aller Casuisten ist das Gewissen . . . Es ist der wahre Leiter des Menschen, es ist der Seele das, was der Instinkt dem Körper ist; wer dem Gewissen folgt, gehorcht der Natur und braucht keine Verirrung zu fürchten.“*)

Nachdem der Vikar in dieser Weise die Grundzüge seiner natürlichen Religion dargelegt, deren positiver Inhalt sich auf den Satz beschränkt, daß es irgend ein göttliches Wesen gebe, von dem aber Niemand weiß, was es eigentlich ist, giebt er im zweiten Teile seines Bekenntnisses eine Kritik der Offenbarung und legt die Gründe für und wider dieselbe dar. Sein Standpunkt ist auch hier wieder der Skeptizismus.

Das Glaubensbekenntnis des Vikars aus Savoyen mußte durch seinen gefühlvollen Deismus ohne kirchliches Dogma und ohne philosophischen Wert sowohl die Orthodoxen als die atheistischen Philosophen sich zu grimmigen Feinden machen. Ohne philosophischen Wert, weil Gefühlsphilosophie, nicht speculative auf Induction und Deduction gegründete Philosophie; ohne philosophischen Wert, für Alle, deren Speculation durch den kantischen Kriticismus und durch die jetzt vielbeliebte mechanische Naturerklärung beherrscht wird. Vergl., was E. du Bois-Reymond S. 249 über die Profession sagt: „Diese Profession, die vielleicht Goethe „zu den Bekenntnissen einer schönen Seele“ die Idee gab, angesichts des Alpenfranzen und der lombardischen Ebene vorgetragen, erscheint uns heut als harmlose Darlegung eines auf Teleologie gegründeten Deismus, der den bestehenden Religionen schon recht weit gehende Zu-

* Vgl. v. Salwick Emil —, 295—297. Ein wie unsicherer Führer des Gewissen ohne die objektive Bedingung des sittlichen Handelns — das Gesetz — ist, lehrt schon die Unterscheidung in conscientia erronea u. c. recta, in conscientia antecedens u. c. subsequens; ein wie ohne mächtiger Führer das Gewissen ist, zeigt N. selbst in einer unerschütterlichen Ueberzeugung von seiner eigenen sittlichen Vortrefflichkeit bei völliger sittlichen Impotenz. Letzteres ist das Thema worauf N. in den Confessionen immer wieder zurückkommt. Eine widerwärtig beispiellos offene Mitteilung von Dingen wodurch er seine eigene Persönlichkeit in den Noth zerrt und zugleich daraus sich ein Motiv der Selbstrechtfertigung und Selbstverherrlichung entnimmt. „In unbegreiflicher Verkennung aller Gesetze der Schönheit und Sittlichkeit, sagt Du Bois-Reymond (S. 248,) hat N. die schmachvollen Verirrungen seiner Jugend, die widrigen Schwächen seiner reiferen Jahre mit Behagen geschildert. Kein Zauber der Sprache kann dies Gefallen am Schmutz, dies Aufdecken garstiger Geschwüre am eigenen Leibe beschönigen, und auch der in der Literatur des vorigen Jahrhunderts abgehärtete Leser fühlt sich angeekelt. Durch die immer wiederkehrende Beschreibung seiner lächerlichen Unbeholfenheit, albernen Blödigkeit, gemeinen Lüsterheit, unverschämten Dummdreisigkeit, kindischen Leichtgläubigkeit guckt überall, wie durch die Löcher im Mantel des Antifhenes, seine Eitelkeit hervor. Die oft seine wichtigste! Entschlüsse beherrschende böseartige Eigenwilligkeit und seine alles um ihn her verdächtigende Menschenfeindlichkeit vervollständigen das widerwärtige Bild, welches er selber von sich entworfen hat: um so mutwilliger als man nicht sagen kann, daß gerade hieraus besondere Klarheit über die innere Geschichte seiner Werke sich ergösse, oder daß jene unangenehmen Erinnerungen und Eigenschaften mit den Schönheiten und Wahrheiten in seinen Schriften notwendig verknüpft seien.“

geständnisse macht. Zu solchem Deismus bekannte sich im Wesentlichen auch Voltaire; Friedrich der Große trat ihm mindestens nicht feindlich entgegen, wenn er auch die Erörterung mancher haitlen Frage vermied, über welche R. ungewungen abspricht. Das Glaubensbekenntnis beginnt ab ovo mit der Unterscheidung des Ich und des Nicht-Ich, und läßt sich anfangs leidlich tief und folgerichtig an. Der Vicaire weiß — eine damals weit verbreitete Einsicht — daß geistige Vorgänge aus keiner Bewegung und Anordnung der Materie je begriffen werden können. Bald aber zeigt sich die Unzulänglichkeit des Rousseau'schen Philosophierens. Unter eigenmächtiger Hintansetzung der Bedenken Anderer wird das subjektive Meinen als maßgebend hingestellt, gefühlvolle Schwärmerei tritt an Stelle von Induction und Deduction; und Deklamation soll die sinnfällige Blöße der Ableitung verdecken.“²⁾

Bei den deutschen sogen. Gefühlphilosophen Haman, Lavater, und namentlich Friedrich Heinrich Jacobi fand R. die tiefste Verehrung. Jacobi nennt R. das größte Genie, das je in französischer Sprache geschrieben — Selbst nachdem die Confessionen erschienen waren, fühlte Jacobi sich zwar R's Persönlichkeit entfremdet, nicht aber dem Kern seines Denkens und Empfindens. Das Glaubensbekenntnis des Savoyischen Vikars ist auch das innerste Glaubensbekenntnis Jacobi's. Wie bei R., so auch bei Jacobi die ungebundene tief innere Religiosität des Herzens, die gegen Offenbarungsgläubige und Materialisten erbitterten Kampf führt, aber auch ihrerseits weit entfernt ist, sich in das Joch dogmatischer oder kirchlicher Satzung zu schmiegen.

Daß übrigens der gegen Offenbarungsglaube und kirchliche Satzung eifernde R. ebensowenig mit scharfen und treffenden Waffen kämpft wie gegen Materialismus, hoffen wir im Verlaufe unserer Besprechungen mit genügender Deutlichkeit nachzuweisen. Vorher soll eine kurze historische Uebersicht der Schicksale des Emil resp. der Profession folgen.

Der erste Sturm brach in Holland los. Der Buchhändler Néaulme in Amsterdam, welcher den Druck besorgt hatte, beklagte sich bitter gegen R. wegen des Glaubensbekenntnisses. R. verteidigt sich und sagt, er selbst zolle sich Lob, er habe in seinem ganzen Leben noch nichts gemacht, womit sein Herz so zufrieden gewesen wäre u. s. w.

Die Generalstaaten, weit entfernt, das Buch, und insbesondere das „Glaubensbekenntnis des Vikars“ wie R. vorausgesetzt hatte, gut zu heißen, verurteilten Néaulme zu einer schweren Geldstrafe, die ihm nur unter der Bedingung erlassen wurde, daß er unverzüglich eine neue von allem Anstößigen gereinigte Ausgabe des Emil besorgen sollte. Néaulme wendete sich an M. Formey in Berlin, *) und dieser überarbeitete den Emil und brachte einen „christlichen Emil, dem öffentlichen Wohle gewidmet“ zu Tage. Er selbst erzählt in seinen Souvenirs d'un citoyen: „Néaulme forderte mich auf, eine Umarbeitung des Emil zu besorgen, und diese erschien unter dem Titel: Emile chrétien, consacré à l'utilité publique, rédigé par M. Formey, auteur du „Philosophe chrétien“. Néaulme stellte ein apologetisches Vorwort voran. Ich fügte eine Einleitung zu demselben Zwecke bei. Es ging aus dieser klar hervor, daß ich mir nicht M. R's Werk aneignen, sondern nur den heilsamen Zweck befördern wollte, den man mit diesem „christlichen Emil“ im Auge hatte. **) Ich setzte an die Stelle des Glaubensbekenntnisses des Savoyardischen Vikars ein anderes, in welchem die entgegengesetzte Lehrevorgetragen wird, u. s. w. Ich glaube, daß

* Joh. Hein. Samuel Formey geb. 1711 in Berlin, franz. Abkunft, Prof. am franz. Gymnasium in Berlin, gest. 1797 gab die Bibliothèque Germanique, das Tageblatt Minerve et Mercure heraus, schrieb auch über Kirchengeschichte, gegen Rousseau u. c.

***) G. Julius, der Uebersetzer der „Confessions“ bemerkt hierzu erregt folgendes: „Das heißt: H. Formey schrieb nicht einen neuen, ihr eigenthümlichen Emil, sondern stahl allerdings R's Emil [wiewohl mit Bewilligung des Herrn Néaulme] und verhunzte und verümmelte diesen auf's grausamste. Aber der „christliche Zweck“ sollte das Mittelchen heiligen. Wenigstens beruhigte er des rechtläubigen H. Formey christliches Gewissen.“

Néaulme den Emil chrétien nicht viel abgesetzt hat, aber wenigstens brauchte er die Geldstrafe nicht zu bezahlen.“ Am 9. Juni 1762 dekretirte das Parlament von Paris, daß der Emil von Henkershand zerrissen und öffentlich verbrannt werden sollte. Freitag den 11. Juni wurde das Urteil vollstreckt; man hätte sich auch der Person N's bemächtigt, hätten nicht vornehme Gönner — der Herzog von Luxemburg und der Prinz von Conti seine Flucht begünstigt. N. fand seitdem nirgends eine bleibende Stätte mehr. Er flüchtete aus Frankreich, krank, ermüdet, den Tod herbeisehnend. Er wanderte in die Schweiz. Auf der freien Erde der Heimat hoffte er auszuruhen, aber in Genf hatte man auf Grund französischen Einflusses den Emil öffentlich verbrannt und gegen den Verfasser einen Verhaftsbefehl erlassen. Auch im Kanton Bern gestattete man ihm keinen Aufenthalt. Er ging nach Motiers im Fürstentum Neuchâtel. *) Hier fand er willkommene Aufnahme, den Schutz Friedrichs des Großen, die warme Freundschaft des Statthalters Marechal Lord George Keith. Fast schien es, als wolle der ersehnte Friede bei ihm einkehren. Hier schrieb er seine berühmte Streitschrift: *Lettres de la montagne*. Der Titel ist eine Parodie der *lettres de la campagne*, welche der Procureur Général Tronchin zu Gunsten des Genfer Rates wegen der Maßnahmen desselben gegen N. verfaßt hatte. Von diesen *Lettres de la campagne* sagt N. selbst (Bekentnisse 12. Buch): „Diese Arbeit ist ein bleibendes Denkmal des seltenen Talentes ihres Verfassers, eines geistvollen, klugen und in den Gesetzen der Verfassung der Republik sehr bewanderten Mannes. In Motiers gab sich N. ganz jenem entzückendem Stillleben hin, welches von früher Jugend sein schönster Traum war. Er schweifte botanisirend in der schönen Gegend umher, er saß im Kreise der Bäuerinnen, Schnürriemen flechtend.

Allein dieses harmlose Glück sollte nicht lange dauern. Obgleich N. in allen Formen sich zur protestantischen Landeskirche hielt, verfolgten ihn doch der Kirchenrat, der Pfarrer und die Gemeinde als einen erklärten Religionsfeind. Das aufgehetzte Volk machte Angriffe auf sein Haus und seine persönliche Sicherheit. N. mußte abermals fliehen im Sommer 1765. Er wählte die kleine einsame Petersinsel im Bielersee. Hier genoß er in träumerischer Naturempfindung, wie er sich ausdrückte, die Ruhe mit Leidenschaft. Aber schon nach einem Monat mußte er auf Befehl der Berner Regierung die Insel verlassen. **)

*) Motiers nach Meyers Reiselexikon ein Hauptplatz für die Verfertigung des berühmten Vermutgeistes oder Extrait d' Absynthe hat ein von mächtigen Linden beschattetes altes Schloß, in welchem N. längere Zeit wohnte. In der Nähe von Motiers trat am 1. Februar 1871 die 83,000 Mann starke Armee Bourbaki's auf Schweizergebiet über

E. du Bois-Reymond, dessen Vater in Neuchâtel geboren war, der als Knabe das Gymnasium daselbst besuchte, sagt in dem erwähnten Vortrag „Friedrich II. und J. J. Rousseau -- „Das Val de Travers ist ein hochgelegenes, von steilen Bergen eingeschlossenes Längenthal des Neuchâtelers Jura, dessen schmale sumpfige Sohle die Neuze in ihrem kurzen, abenteuerlichen Lauf von der Papiermühle bei St. Sulpice bis zum grünen Neuenburger See durchstößt. Unter dem wetterbrauenden Felsen-Circus des *Croix-du-Bent*, neben einem mittelalterlichen Schloß und einer weit ins Kaltgebirge, bringenden Höhle liegt Motiers-Travers, eines der dem Thal entlang verstreuten fleißigen Uhrmacherdörfer. — In halber Höhe der linken Thalwand braust auf einer der verwegentsten Bahnen der Zug nach Les Verrières, wo am 1. Februar 1871 die franz. Ostarmee auf schweizerischen Boden übertrat“ —

**) In Meyers Reisebuch „Schweiz“ 1880 heißt es S. 652 „Peters-Insel“, „J. J. N. der Verfolgte, aus seiner Vaterstadt Genf Vertriebene, fand hier 1765 Asyl. Noch wird in der Pächterwohnung das im statu quo befindliche Zimmer gezeigt, welches er bewohnte. Die beschriebenen Wände bilden ein großes Stannbuch seiner Verehrer. Aber der Apostel der Freiheit war dem Patriciat zu gefährlich, als daß man ihm hätte Schutz angedeihen lassen dürfen — er mußte weiter wandern. „Diese ganze Verfolgung Rousseaus“, schreibt F. C. Schloffer, *Gesch. d. 18. Jahrh.* Bd. 4, S. 25 fgd, in Frankreich wie in der Schweiz war eben so ohnmächtig als lächerlich; sie gab dem damals ungefährlichen Mann eine Bedeutung, die seine Person nicht hatte und den Druck seiner Schriften konnte man ja doch nicht hindern. Er ward durch die Verfolgung zu einer wichtigen Staatsperson, die Pfaffen und Juristen des alten System's, die ihn verfolgten, machten sich aber auch bei denen lächerlich und verhaßt, welche des sonderbaren Mannes Meinungen durchaus nicht teilten. Tausende von Briefen wurden von allen Seiten

Von da ab beginnen die rast- und friedlosen Jahre, die R. mit seinem Freunde Gume zuerst in England, dann wieder in Frankreich zubrachte, immer mehr geistig und körperlich krank, vielleicht zeitweise von ernster Seelenstörung befallen, von Mißtrauen gegen alle seine Freunde gequält, bis er endlich nach Beendigung seiner „Confessions“ im Mai 1878 einer Einladung des Marquis von Girardin folgend nach Crmenonville ging. Hier auf dem Schloßgute des Marquis schien seine Lebenslust wieder aufzukommen, aber es war das letzte Aufflammen des erlöschenden Lichtes. Am 3. Juni 1778 starb R. plötzlich und unerwartet; wie H. sagt, ist es nicht klar, ob er eines natürlichen Todes oder durch Selbstvergiftung gestorben sei.

Fragt man sich, woher die unerwartete Strenge des Pariser Parlaments gegen R's Emil resp. die Profession de foi des Vikars aus Savoyen zu erklären sei, so ist der Umstand zu beachten, daß die Maßregeln des Parlaments gegen Emil vom 9. Juni 1762 datiert sind, die Auflösung des Jesuitenordens am 9. August desselben Jahres schon erfolgte. Indem das Parlament gegen die Jesuiten einschreiten wollte, welche in den Augen vieler Beschützer des Glaubens und der Kirche waren, erschien es als Ehrensache, ausdrücklich darzuthun, daß der Glaube und die Kirche trotz alledem nicht ohne Schutz und Recht sei. R. deutet diesen Umstand in einem Briefe vom 7. Juni an Moulton an: „Das Pariser Parlament will, sagt man, um seinen Eifer gegen die Jesuiten zu rechtfertigen, auch diejenigen verfolgen, die nicht wie diese denken, und der einzige Mensch in Frankreich, der an Gott glaubt, soll das Opfer der Verteidiger des Christentums werden.“

Am 20. August 1762 erließ der Erzbischof von Paris Christophe de Beaumont einen Hirtenbrief, in welchem er R's Emil verdammt und zu lesen verbot. Tome 11. Oeuvres complètes de Rousseau Paris 1793 ist der Hirtenbrief abgedruckt unter dem Titel: Mandement de monseigneur l'Archevêque de Paris. Portant condamnation d'un livre qui a pour titre: Emile ou de l'Education par J. J. Rousseau, citoyen de Genève. A. Amsterdam, chez Néaulme, libraire, 1762.

R. antwortete hierauf in einem Schreiben aus Motiers vom 18. November 1762: J. J. R. citoyen de Genève a Christophe de Beaumont, Archevêque de Paris, duc de Saint-Cloud, pair de France, commandeur de l'ordre de Saint-Esprit, Provisur de Sorbonne etc.

Im 12. Buche der „Bekenntnisse“ schreibt R. über diese Antwort folgendes: „Ich glaubte, daß ich es mir schuldig wäre, auf das Mandement des Erzbischofs zu antworten. Ich habe niemals die brutalen Zänkereien à la Voltaire geliebt. Ich kann mich nur mit Würde schlagen und die Person dessen der mich angreift, muß die Gegenwehr nicht zur Unehre machen, wenn ich es der Mühe wert halten soll mich zu verteidigen. Ich zweifelte nicht, daß dieses Mandement ein Machtwort der Jesuiten wäre; denn obgleich sie selber damals im Unglück staken, erkannte ich darin doch ihre alte Maxime, den Unglücklichen völlig zu zertreten.“ *) Ich konnte also ebenfalls meiner alten Maxime folgen, dem Titularverfasser alle Ehre

her an ihn gerichtet, man wallfahrte zu dem sonderbaren Manne wie einst zu den Anachoreten der Wüste. R. war schon damals gewissermaßen geisteskrank, was einem gesunden und kräftigen Mann nie begegnet wird, und doch verfolgten ihn die Herren des alten Systems gleich einem Räuber.

Sie gaben ihm durch diese Verfolgung in Genf ein politisches Gewicht, statt daß sie nur hätten warten dürfen, bis der Schwindel der Mode, der den Haufen der Menschen durch leeren Schall der Worte bald zur Servilität und zum Aberglauben, bald zum Fanatismus für Freiheit von geistlichen und weltlichen Bänden fortreißt, vorüber sei.“

* „Confessions“ 5. Buch schreibt R.: „Mein Beichtvater Pater Hemet, Jesuit, war ein guter verständiger Greis, dessen Andenken mir immer ehrwürdig sein wird. Obwohl Jesuit besaß er eine Kindeseinfalt, und seine Moral, nicht sowohl schlaff als milde, war gerade diejenige, deren es bedurfte, um den trübseligen Eindrücken der jansenistischen Lehre die Wage zu halten. Dieser wackere Mann und sein Gefährte, der Pater Coppier, besuchten uns oft in den Charmettes, obgleich der Weg sehr be-

erweisen während ich das Werk zu nichte machte; und das glaube ich mit ziemlichem Glück geleistet zu haben.“ Diesen Brief N's an Beaumont und die Lettres de la montagne vergleicht F. C. Schlosser in der „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ Bd 4, S. 24. ff. mit den Briefen des Junius. H. nennt sie die glänzendste Streitschrift gegen alle unberufene Zionswächterei, in zermalmender Kraft und Glut der Leidenschaft vielleicht sogar den berühmten Briefen Lessings gegen den Hamburger Hauptpastor Göze überlegen. Wir kommen auf diese überschwenglichen Verherrlichungen später zurück.

Außer dem Parlament und dem Erzbischof von Paris trat noch die Sorbonne mit einer Beurteilung des Emil hervor. *) Dann folgten im Laufe eines Jahres duzendweise Schriften gegen den Emil. Eine im Jahre 1764 aber, die N. besonders wehe that von Pastor Bernes. Aber alle die genannten Anfechtungen waren für die Verbreitung und die Wirkung des Buches nur förderlich. Barbier berichtet in seinem Journal historique et anecdotique au Règne de Louis XV. (Paris 1747—52. Bd 4. S. 437) daß das Buch, welches ursprünglich 18 Livres gekostet hatte, später für 2 Louisdor verkauft wurde. Zahlreiche Neuauflagen in Holland sorgten für möglichste Verbreitung.

Aus dem Urteil der theologischen Facultät hat M. Muffet folgende merkwürdige Stelle ausgezogen: „Dieses Buch, welches voll tödtlichen Giftes steckt, wird mit dem lebhaftesten Eifer gesucht und gelesen. Alle Welt will es bei sich haben, Nacht und Tag, auf dem Spaziergange und im Kämmerlein, auf dem Lande und in der Stadt. Keine Schule ist besuchter, als die Schule dieses vorgeblichen Philosophen. Es gilt fast für eine Schande sich nicht zu der Schar seiner Schüler zu bekennen, und es fehlt wenig, daß man, die Ehre Mensch zu sein verschmähend, sich zum Ruhme anrechne, den Tieren zu gleichen und ihnen nachzuahmen.“

Das Letztere soll eine Persifflage von N's Verherrlichung des Naturzustandes sein in dem discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes. Schon Voltaire, dem N. diese Schrift schickte, hatte ihm spottend geantwortet: „Noch Niemand hat jemals soviel Geist aufgewendet, um uns zu Bestien zu machen; man bekommt förmlich Lust, auf allen Vieren zu laufen . . . ich bedauere aufrichtig, nicht die Wilden in Canada besuchen zu können; es ist mir dies unmöglich; denn erstens macht mir meine Krankheit einen europäischen Arzt notwendig, und zweitens herrscht in jenem Lande eben Krieg, da das schändliche Beispiel der gebildeten Völker die Wilden beinahe ebenso böse gemacht hat, als wir selbst sind. In Deutschland fand das Glaubensbekenntnis N's die allgemeinste Anerkennung. Durch die warme Herzenssprache Mendelssohn's, schreibt H., hatte hier der Deismus neue Anziehungskraft und gesteigerte Verbreitung gefunden. Wenn die deutsche Bildung des 18. Jahrhunderts, den Eroberungszügen der französischen Materialisten gegenüber zum großen Teil in einem gemäßigten Deismus, in dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit, unbeirrt verharrte, so ist eine der hauptsächlichsten Ursachen dieser wichtigen geschichtlichen Thatsache in der stillen aber weitgreifenden Wirksamkeit Mendelssohn's zu suchen. Der theologische Rationalismus der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ blieb auf gelehrte Kreise beschränkt. Mendelssohn wurde von allen Ständen gelesen. Beachtenswert ist, daß Mendelssohn von Anfang an wenig Günst-

schwerlich und für Personen in ihrem Alter ziemlich weit war. Ihre Besuche waren eine Wohlthat für mich, möge Gott es ihren Seelen vergelten! Denn sie waren damals zu alt, um anzunehmen, daß sie jetzt noch am Leben seien. Das Andenken dieser glücklichen Zeit verknüpft sich mir so mit dem der Jesuiten, daß mir das letztere um des ersteren willen lieb ist; denn obgleich mir ihr Lehrsystem immer gefährlich schien, habe ich es doch nie über mich vermoht, sie aufrichtig zu hassen. —

*) Sorbone, ursprünglich Bildungsanstalt zu Paris für junge Weltgeistliche, 1253 von Ludwig IX. Kaplan Sorbone gestiftet, erweiterte sich zur theol. Facultät der Universität zu Paris, ward im 15. und 16. Jahrh. von großer Wirksamkeit, namentlich während der Hugenottenzeit, später öfter gallikanisierend, ging in der Revolutionszeit dem Namen nach unter.

Das Gebäude der Anstalt im 17. Jahrhundert aufgeführt, gehört jetzt der Pariser Universität und vorzugsweise der theol. Facultät.

und Aufmerksamkeit für die französischen Philosophen hatte; offenbar widerstrebte deren spottstüchtige Art seiner ernststen Bedächtigkeit. Einzig die glühende Empfindung und Beredtsamkeit N's gewann sein Herz und begeisterte ihn einige Zeit nachher sogar zu einer teilweisen Uebersetzung. (N's Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen.) Zwischen Mendelssohn's und N's mühsamem autodidaktischem Bildungsgange ist die Parallele ebenso unverkennbar als in den philosophisch-theol. Grundanschauungen beider. N. könnte beispielsweise geschrieben haben, was Mendelssohn in den Morgenstunden (Bd. 2, S. 303) sagt: „ohne Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit haben alle Güter des Lebens in meinen Augen einen verächtlichen Wert, scheint mir das Leben hienieden, um mich eines bekannten und oft gemißbrauchten Gleichnisses zu bedienen, wie eine Wanderschaft in Wind und Wetter, ohne den Trost, abends in einer Herberge Schirm und Obdach zu finden; oder, wie Voltaire sagt, ohne diese tröstliche Aussicht schwimmen wir alle in den Fluten, haben unaufhörlich mit Wellen zu kämpfen und keine Hoffnung, das Ufer je zu erreichen;“ und Bd. 3, S. 287: „ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborene Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als Geckerei, die wir uns einander einzuschwätzen suchen, damit der Thor sich placken, und der Kluge sich gütlich thun und auf jenes Unkosten sich lustig machen könne.“

Ebenso durchgreifend war in Deutschland der Einfluß der pädagogischen Ansichten N's. Basedow wurde der wirksamste Apostel des N'schen Naturevangeliums. Durch N's. Emil wurde eine allgemeine Erregung der Geister hervorgerufen. Herder und Wieland schrieben über Erziehungsfragen. Besondere Zeitschriften wurden für diese Zwecke gegründet. Basedow wollte zu werktätiger Durchführung bringen, was bei N. nur thatlose Träumerei war. Eine ausführliche Darlegung des Strebens und Wirkens Basedow's siehe bei H. Deutsche Literatur, Bd. 2, S. 315 ffd.

„Ein seltsames Gemisch von edler Begeisterung und roher Leidenschaftlichkeit hatte Basedow genug vom Projektentmacher und Marktschreier in sich, um zur Erreichung seines Zieles vor keiner jener Zudringlichkeiten und Großsprechereien zurückzuschrecken, welche, wie es leider scheint, für jeden, der sich der Massen bemächtigen will, unentbehrlich sind. Als unermüdlicher Agitator ruhte und rastete er nicht, bis er seine Sache zur brennenden Herzensangelegenheit des gesammten Vaterlandes, ja der gesammten Welt gemacht hatte. Er gründete die berühmte Erziehungsanstalt, welche zur Bezeichnung ihrer menschenfreundlichen Absichten den Namen Philantropin führte, unterstützt von dem trefflichen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau. Vor allem sollte die religiöse und sittliche Erziehung von jeder kirchlichen Ausschließlichkeit losgelöst werden. Das „Elementarwerk“ suchte, „einen sowohl gründlichen als ins Herz dringenden Unterricht in der natürlichen Religion und eine solche unparteiische Beschreibung der übrigen Religionen zu geben, welche schlechterdings nicht anzeige, von welcher Religion der Verfasser selbst sei.“ Das Philantropinum lehrte demgemäß, um Basedow's eigene Worte zu gebrauchen, die Religion fern von aller theologisierenden Entscheidung, in der höchsten Einfachheit, ohne alle Rücksicht auf Sekten und Parteien, nur den allen Religionen gemeinsamen Hauptbegriff der Erkenntnis des Allvaters und seiner Verehrung durch Rechtthun. Als Grund und Spitze dieser Religion der Tugend und Rechtschaffenheit wurde die werktätige Menschenliebe, die Philantropie betrachtet.

Im Jahre 1776 übernahm Joachim Heinrich Campe die Leitung des Dessauer Philantropins. Dieses war durch die Mißgriffe Basedow's bereits so zerrüttet, daß es Campe nach Jahresfrist wieder aufgab. Campe war seinem Lehrer und Vorgänger Basedow an Bildung, Seelenadel und mutvoller Geistesfreiheit unendlich überlegen. Als Schulmann hat Campe weitwirkende Verdienste. Er ist der Lehrer und Erzieher Wilhelms und Alexanders von Humboldt gewesen. Seine Schriften haben, wie H. sagt, zur Verbreitung und Läuterung der N'schen Erziehungs Ideen mehr als irgend ein anderes Werk beigetragen. Es war der Ausdruck seines eigensten Strebens, sowohl seiner Größe, wie seiner Einseitigkeit,

als Kampe in dem großen Saale seines Braunschweiger Hauses die Büste N's aufstellte, und darunter mit goldener Schrift die Worte setzte: „Mein Heiliger!“ (Bei aller Hochachtung vor Kampe werden gewiß nur Wenige nach der Lektüre von N's „Confessions“ mit dessen Kanonisation einverstanden sein.) Kampe's Schriften für die Jugend sind noch bis auf den heutigen Tag voll unverwüthlicher Anziehungskraft. Seine Bearbeitung von Defoe's Robinson ist von keinem Wiederbearbeiter übertroffen worden. In alle Sprachen ist Kampe's Robinson übersezt und in tausenden kindlichen Gemüthern hat er den Sinn für alles Edle und Gute gekräftigt. Bafedow und Kampe hatten vorzugsweise die Jugend der gebildeten Stände die „honestior juvenus“ bei ihrer Erziehungsthätigkeit im Auge gehabt. Andere richteten ihre Sorgfalt auf die Bildung des niederen Bürgers und der ländlichen Bevölkerung, um im Sinne und nach den Ideen N's auch den sogenannten „kleinen Mann“, den Bürger und Bauer, durch Denkfertigkeit und Lebentüchtigkeit zu einem menschenwürdigen Dasein zu erheben. Vor allem sind zu nennen Johann Georg Schloffer, der Freund und Schwager Goethe's, einer der gebildetsten und achtenswerthesten Männer des 18. Jahrhunderts; er ist in dieser Richtung mit größtem Erfolge bahnbrechend vorgegangen. 1771 schrieb er seinen „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“. Hierher gehört auch Friedrich Gabriel Resewitz, aber an erster Stelle ist wegen seines tiefen und nachhaltigen Wirkens Friedrich Eberhard von Kochow zu nennen. Er war einer der reichsten und vornehmsten Männer Preußens. Sein ganzes Leben und Streben war dem Wohle des niedern Volkes gewidmet, dessen Bildung und Wohlstand er zu fördern thätig war. Geboren in Berlin 1734 am 11. Oktober verlebte der junge Kochow seine erste Jugend in Cleve, wo der Vater damals Kammerpräsident war. Als einziger von 4 Kindern übrig gebliebener Sohn erhielt er durch die reich begabte Mutter und mehrere Hofmeister eine treffliche Erziehung. Im Jahre 1747 wurde der fähige Knabe auf die Ritterakademie in Brandenburg gebracht, welche er 16 Jahre alt, verließ, um zum praktischen Militärdienste überzugehen. In den Kriegen Friedrich's des Großen zeichnete er sich rühmlich aus und nahm nach der Schlacht bei Prag in einem Zweikampf schwer verwundet seinen Abschied. Im Besitze der reichen Güter Nekahn, Gettin und Krane verwandte er seine unermüdete Sorge für das geistige und materielle Wohl des Volkes. Nach den Teuerungsjahren 1771 und 72 trat er in Betreff des Unterrichts und der Schulen neuschaffend hervor. Die Not und die ungesunde Witterung erzeugten damals unter Menschen und Vieh gefährliche Krankheiten und Herr von Kochow sah zu seinem Schmerz, daß die thörichten Landleute eher zum Aberglauben und zu Quacksalbern, als zu dem ihnen empfohlenen Arzte ihre Zuflucht nahmen, und daher in großer Anzahl elend dahinstarben: daher sein edler Entschluß durch Hebung der Volksbildung, rettend zu wirken. Weiteres über Kochow siehe Gesch. der Erziehung und des Unterrichts von Dr. L. Kellner S. 144 fgde. *)

Er ist der Verfasser des berühmten „Kinderfreund“, ein Lehrbuch zum Gebrauch für Landschulen 1776. Es sind in diesem Buche, wie H. sagt, gut erfundene und gut erzählte Geschichten, geeignet die Denkkraft

*) Kellner führt eine interessante Stelle aus den Selbsterlebnissen Kochow's an S. 146.

„In bitterm Gram versenk' über die schrecklichen Folgen der Dummheit und Unwissenheit, saß ich einst an meinem Schreibtische und zeichnete einen Löwen, der in einem Netze verwickelt da lag. So, dachte ich, liegt auch die edle kräftige Gottesgabe Vernunft, die doch jeder Mensch hat, in einem Gewebe von Vorurteilen und Unsinn dermaßen verstrickt, daß sie ihre Kraft so wenig, wie hier der Löwe die seinige, gebrauchen kann. Ach! wenn doch eine Maus da wäre, die einige Maschen dieses Netzes zernagte! Vielleicht würde dann der Löwe seine Kraft äußern und sich losmachen können. Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele: Wie wenn du diese Maus wärd'est? — Und nun enthüllte sich mir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, warum der Landmann so sei, wie er ist. Er wächst auf als ein Tier unter Tieren, sein Unterrichts kann nichts Gutes wirken, denn in den Schulen herrscht der größte Mechanismus.“

„Ja! rief er aus, ich will die Maus sein!“ Und mit diesem Vorsatze ging er sofort in seinen nächsten Umgebungen an's Werk.

und den sittlichen Sinn zu wecken und zu läutern, Gemüt und Phantasie aufs anziehendste und belehrendste zu erfüllen. Wer selbst das Glück gehabt, ein Dorfkind zu sein, und Kochow's Kinderfreund zum Leiter seiner Jugend zu zählen, dem wird die Gestalt des edlen Musterbauern Wilhelm eine unvergeßliche bleiben. Fast 3 Menschenalter hindurch hat dies Buch überall hin seinen reichen Segen verbreitet."

In Beziehung auf die Behandlung der Religionslehre in den Volksschulen galt im Rousseauschen Geiste als Grundsatz: Daß der „wirkliche“ Unterschied zwischen Theologie und Religion beobachtet würde und aus der Schule alles wegbliebe, was lutherisch, reformiert, römisch-katholisch heißt, damit der Seelsorger dies bei der Konfirmationslehre liefere, in der Schule aber nichts als natürliche Erkenntnis Gottes und allgemeine christliche Tugend gelehrt und geübt würde. Diese Forderung ist allerdings leichter zu stellen als zu erfüllen. In Preußen kam noch die besondere Schwierigkeit hinzu, daß, wie der berühmte hochherzige Minister Zedlitz 1781 an Kochow schrieb, er auf seine Pläne in Betreff der Landschulen oft gänzlich Verzicht thun müsse, weil der König an der Idee hafte, die Invaliden zu Schulmeistern zu nehmen, und die Billigkeit, verdiente Leute zu belohnen, mit der Pflicht vermenge, brauchbare Menschen zu bilden. Eine ganz hervorragende Stelle verdient unter den Verehrern R's, die seine Ideen zu verwirklichen ihre ganze Lebenskraft einsetzten, der Schweizer Pestalozzi. Er wurde 1746 zu Zürich geboren und von einer frommen Mutter erzogen. Darum konnte er des Christentums lange nicht so bar und ledig werden, als R.;*) ja, er opponierte anfänglich R. und behauptete den kindlichen Glauben und die Religion als den Grund aller wahren Bildung. Später jedoch nahm er R's Weltanschauung mit Begeisterung in sich auf, wurde zuerst auf Anregung R's in seiner Jugend Landmann, in seinem Alter Schulmann und suchte mit Begeisterung und eifriger Thätigkeit die Grundanschauungen R's auf die Elementarschulen anzuwenden. Pestalozzi, der erfahrungsreiche Schulmann, pflegte zwar R's Emil mit seinen Ueberschwenglichkeiten später ein „Traumbuch“ zu nennen; aber er selbst erzählt uns, wie dieser Emil die Begeisterung seiner

* R's Mutter war bei seiner Geburt gestorben und seine Kindheit entbehrte des gleichmäßig ruhigen, stillwaltenden Familienglücks — ein Umstand, der in betragender Weise für sein ganzes Wesen entscheidend geworden. Es ist eine unleugbare Thatsache der Erfahrung, daß die Einwirkung einer frommen und erleuchteten Mutter auf die Seele eines begabten Kindes unauflöslich bleibt und sich selbst der stolzen Bildungserrungen und den kläglichsten Herzensverirrungen zum Trost immer wieder geltend macht. Ich erinnere an die Confessiones des Kirchenlehrers Augustinus. Der berühmte französische Kanzelredner Lacordaire hat in seinen öffentlichen Vorträgen mitunter die große religiös-moralische Umbildung seiner Jugend dem erzieherlichen Einflusse seiner Mutter zugeschrieben. Das Andenken an seine Mutter ist in seinem Innern wie mit Schriftzügen von Erz unauflöslich eingepreßt. Er entlockt jedem weiblichen Auge Thränen, wenn er diese innerste Saite mit seiner bewegten Stimme und der ausdrucksvollsten Empfindung anschlägt. Eben wegen dieser segenvollen Erfahrung, die er von der mütterlichen Frömmigkeit auf seinem Lebensgang gemacht hat, will er es auch nie zugeben, daß man die Religion des Herzens, deren Repräsentant das Weib ist, gering achte. Er leitet vielmehr daraus das Bedürfnis der Religion überhaupt nach. Wundervoll schon spricht er darüber in der Conferenzzrede vom 5. Januar 1845: Quant à la race qui represente le coeur de l'humanité, personne ne conteste sa tendance naturelle vers la religion. On se sert même de cette observation pour porter l'homme à s'éloigner de Dieu: on lui dit avec un faux respect: Cela est bon pour des femmes. Oui, cela est bon pour des femmes, j'accepte cette expression, je m'en réjouis. Car la femme étant le coeur de l'homme à son plus haut degré de délicatesse et de sensibilité, son témoignage est celui de l'homme même, en tant qu'il est capable d'amour et de dévouement. Et s'il fallait choisir entre ce témoignage du philosophe et celui de la femme, quelque grande que soit la révélation du génie, je mettrais plus haut encore a révélation du coeur et s'il fallait dresser des autels à quelque chose d'humain j'aimerais mieux adorer la poussière du coeur que la poussière du génie. La femme religieuse, Messieurs, ne l'oubliez jamais, elle a reçu le don de croire et d'aimer, et en appliquant à Dieu sa foi et son amour, elle prouve que votre propre coeur qui est né du sien, qui fait partie du sien est aussi naturellement religieuse." —

Eine Variation des geistvollen Wortes Pascal's: le coeur a ses raisons, que la raison ne connaît pas; — ein Ausspruch, der allerdings auch in der entgegengesetzten Deutung eine tiefe Wahrheit enthält, daß das verderbte kranke Herz die Stimme der gesunden Vernunft nicht hören mag.

Jugend und der Erwecker all' seiner Ideen war. Nach reicher und ernster Wirksamkeit machten kurz vor seinem Tode 1827 traurige und bittere Erfahrungen ihn wehmütig gestimmt. In seinen Bekenntnissen, die weit aus schöner als die N's sind, gestand er seine verfehlte Lebensidee und beklagte sein bei aller Aufopferung mißlungenes Werk.

Ein Beispiel seines pädagogischen Eifers: Sein Institut wurde von vielen und hohen Gästen besucht. Im Jahre 1814 kam der alte Fürst Esterhazy. Vor ihm mußte eine Anzahl von Schülern examiniert werden. Als der Fürst seine Zufriedenheit ausgedrückt und sich von Pestalozzi verabschiedet hatte, merkte dieser erst, daß sein Arm ganz aufgeschwollen war, und er ihn nicht mehr biegen konnte. Pestalozzi hatte nämlich seinen Ellenbogen an einen $\frac{1}{2}$ Zoll dicken Hausschlüssel angestoßen und diesen durch den Anstoß krumm geschlagen, ohne es in der Stunde des Eifers und der Freude zu empfinden. So feurig und eifrig war der fast 70jährige Greis. Sein Volksbuch „Einhard und Gertrud“ ist heute noch eine vielfach anregende und nützliche Lektüre. Hettner schreibt, obgleich ohne dichterischen Schwung und namentlich in den späteren Uebersetzungen und Fortsetzungen durch störende Breite und Lehrhaftigkeit sehr überladen, ist diese Schilderung nichtsdestoweniger durch ihre Wahrheit, seine Beobachtung und feste Lebenskunde von unvergänglichem Reiz; man hat überall das wohlthunende Gefühl, daß hier ein Mann spricht, welcher nicht mit toletter Bewußtheit den Naturburschen spielt, sondern in Wahrheit selbst eine naive Natur ist. Es war, wie der Verfasser sich in der Vorrede der zweiten Auflage ausdrückt, ein ernstes Wort an das Herz der Armen und Verlassenen im Volk, ein ernstes Wort an das Herz derer, die für die Armen und Verlassenen im Lande an Gottes Stelle stehen, ein ernstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch auf Erden an ihrer Statt sein kann. Es will kein eigentliches Dichtwerk sein, sondern es will das Seinige dazu beitragen, eine von der wahren Lage des Volks und seinen natürlichen ewigen Verhältnissen ausgehende bessere Volkserziehung zu erstreben.“

Während die pädagogischen und religiösen Lehren N's in Deutschland unter den Männern der Aufklärung die ungeteilteste begeistertste Aufnahme finden, trat in einer merkwürdigen Schrift ein hochberühmter Mann Justus Möser gegen N. auf.

Justus Möser geb. den 14. Dez. 1720 zu Osnabrück, gestorben daselbst 1794 am 8. Januar, war allgemeinem Urtheil seiner Zeitgenossen und der nachfolgenden Zeit nach, eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit von kerngesundem Schlag, humoristisch und voll festen Ernstes, treuherzig und Vertrauen erweckend, ein deutscher Mann im besten Sinne des Wortes, auch seiner Gestalt nach wie in seinem Charakter groß und kräftig, eine deutsche Eiche. Er begründete die „Wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter“, die vom 4. Oktober 1766 bis Mitte 1782 unter seiner unmittelbaren Leitung, dann bis 1792 unter seiner Mitwirkung fortbestanden. Eine Menge herrlicher, kleiner Abhandlungen daraus gab seine Tochter, J. W. S. von Vogt geb. Möser, zu Gunsten eines patriotischen Zweckes 20. April 1774 (nicht er selbst, wie Hettner irrtümlich schreibt,) heraus unter dem von ihr gewählten Titel: „Patriotische Phantasien“. „Diese Aufsätze sind in ihrer Mehrheit unvergleichliche Muster populärer Behandlung der verschiedenartigsten Gegenstände, kleine Meisterwerke und Cabinetstücke voll klarer Gedankenfülle, humoristischer Laune, philosophischen Tiefblickes, politischer und volkswirtschaftlicher Weisheit, gründlichen Wissens und sittlichen Ernstes“. (Meyer's Lexikon.) Keiner hat die hohen Vorzüge dieser trefflichen Abhandlungen wärmer empfunden und treffender geschildert, als Goethe. Im 13. Buch von Wahrheit und Dichtung sagt er: „Man müßte eben alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubricieren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, welche Möser behandelt. Und diese Behandlung ist bewunderungswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volk in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem Volke von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannichfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinne für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß.“

Mösers Buch gegen N's. Vikar von Savoyen für Volksreligion gegen Vernunftreligion erscheint H. als eine Dissonanz in einer Zeit, in welcher das Streben nach Humanität und Geistesfreiheit innerster Lebensnerv war. H. meint, es sei völlige Unklarheit des politischen Denkens, völliger Mangel auch der leisesten Ansätze politischer Parteibildung, daß sich die Vorkämpfer der deutschen Aufklärung von solchen bedenklichen Schroffheiten Mösers nicht hätten zurückgestoßen gefühlt; man habe sich arglos an seine vollstimmliche und vorschreitende Seite gehalten; und bei Männern, wie Herder und Goethe, sei die Begeisterung für Möser offenbar eine vorwiegend künstlerische gewesen. Sei dem, wie ihm wolle, Möser schrieb eine Abhandlung gegen N. (Vgl. noch über Goethe's Verehrung gegen Möser 2 Briefe desselben an Möser's Tochter vom Dez. 1774 und Juni 1781 Bd. 29 S. 232, 237; und 30 Bd. S. 179, 180, Stuttgart 1871.)

Diese Schrift M's ist betitelt: „Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen, abzugeben bei dem Herrn Johann Jacob Rousseau. Dsnabrück 2. November 1762. Im Gegense zu den andern Aufklärern, die es für ihre Pflicht hielten, gegen die Volksreligion vorzuschreiten und an deren Stelle die sogenannten Vernunftwahrheiten zu setzen, wollte M'öser diese Volksreligion nicht nur geschont, sondern durchaus unverfehrt erhalten wissen. Er preist die sehr weisen Gesetzgeber und Staatengründer, welche eine geheime Religion von der öffentlichen unterschieden und damit eine große Einsicht in die mancherlei Fähigkeiten des Menschen bewiesen hätten; und ermahnt daran, diesem Vorbilde zu folgen, zumal ja auch die ersten Christen Geheimnisse gehabt, welche nicht sogleich den Anfängern eröffnet wurden.*) Die natürliche Religion möge hinreichend für Gebildete sein.

Wir besprechen im Folgenden die Haupteinwürfe M's gegen die geoffenbarte Religion und fügen an geeigneter Stelle die Gegnansichten M'öser's aus seiner Antwort an den Vikar aus Savoyen hinzu.**)

1. „Nicht Vernunftreligion, sondern Volksreligion.“ Aber die Volksreligionen untereinander in welcher handgreiflichem Contraste! Wenn J. M'öser die Volksreligion aufrecht erhalten wissen will, so meint er zunächst die christliche Religion von deren göttlicher Institution, mindestens von deren Volksordnung und Volksesglück schaffender Macht er die entschiedenste Ueberzeugung hat. Uebrigens das Wort „Volksreligion“ auch auf die übrigen großen in der Welt bestehenden religiösen Genossenschaften bezogen, so beachte man: alle bestehenden Volksreligionen sind gesetzgebend, d. h. sie haben die wunderbare Kraft den Reichen Leben und Dauer zu geben.

„Sonderbare Sache,“ schreibt Lacordaire, die „schönsten Bücher der Philosophen waren nicht im Stande, ich will nicht sagen ein Volk, nicht einmal eine kleine philosophische Gesellschaft zu gründen und die heiligen Bücher haben alle ohne Ausnahme ungleichere, dauerhafte Nationen gegründet. So haben die Kings China, die Vedas Indien, der Koran viele große Racen, welche die Herrschaft über einen großen Teil der Welt haben, das jüdische Gesetz jenes unsterbliche, überall verbreitete Volk gegründet und endlich das Evangelium gründete jenen christlichen Freistaat, dessen civilisierende Macht beinahe die ganze Welt umspannt. Das Zend-Avesta allein sah seine Macht sich beugen durch die Fortschritte des benachbarten Islam, und dennoch bewahrt es noch Gläubige, welche jeden Morgen zu Ehren der Gottheit des Feuer des Zoroaster anzünden. Allmählich verschwinden die Staatsgesellschaften, welche ihre Zukunft nicht auf den Grund eines heiligen Buches fußten, und da der religiöse und sociale Kampf sich immer mehr vereinfacht, so wird er bald nur noch 3 bis 4 große Familien übrig lassen: die christliche Familie,

*) Diese Exemplifikation muß doch als sophistisch bezeichnet werden, indem diese christliche Esoterik gläubiger war, als die Exoterik, während sonst Esoterik und Exoterik sich wie Freigeisterei und Orthodorie gegenüber stehen. In dieser Hinsicht ist höchst lesenswerth, was H. über Lessing's viel diskutirten Spinozismus abschließend sagt (S. 596): „Es gibt keine andere Lösung, als daß wir in Lessing zwischen einer geheimen zurückgehaltene und zwischen einer öffentlichen, in mannichfachen Herablassungen und Unbequemungen sich bewegenden Lehre unterscheiden. Gleich Leibnitz hatte auch Lessing eine esoterische und eine exoterische Lehre. Die theol. Schriften Lessing's sind nur exoterische Darstellungen, welche das letzte esoterische Geheimniß zwar andeuten, aber nicht aussprechen.“ In gleicher Weise beachtenswert ist die Bemerkung H.'s am Schlusse seiner Ausführungen über Kant's Kritik der reinen Vernunft und Kritik der praktischen Vernunft S. 26: „Es hat nicht an Solchen gefehlt, die in dieser Wiederherstellung der von der Kritik der reinen Vernunft zurückgewiesenen überfliegenden Ideen nicht die wahre und aufrichtige Herzensmeinung Kant's sehen, sondern nur eine beschönigende weltkluge Maske, nur äußere Unbequemung. Arthur Schopenhauer sagt, Kant habe, als er das Monstrum einer theoretischen Lehre von bloß praktischer Gültigkeit aufstellte, bei den Einsichtigen auf das gravum salis, auf das Lesen zwischen den Zeilen gerechnet.

Gar Manches, das ist unleugbar, scheint für diesen Verdacht zu sprechen.

Auch Lessing hielt der Deffentlichkeit gegenüber mit seinem letzten Wort zurück. Und Kant war un männlicher als Lessing. Siehe auch die Abhandlung H.'s über Herder's Spinozismus S. 77 folgde.

**) Goethe erzählt, er und seine Freunde hätten die Herausgabe der patriotischen Phantasien M's kaum erwarten können, die sowohl der Materie als der Form überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Ein Mann wie M. imponierte uns unendlich, erzählt Goethe weiter, und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas tüchtiges wollte und im Begriff stand es zu erfassen. Wer aber durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen und die widerspenstigen Gegenstände mit soviel Freiheit zu handhaben?“ (13. Buch von Wahrheit und Dichtung.)

die Muselmännische und die Buddhistische. Suchen wir nun nach Feststellung der Thatsachen die Gründe dafür auf, warum die heiligen Bücher gesetzgebend sind, während die philosophischen Schriften es nicht sind, so scheint dies zu erstem Nachdenken zu veranlassen. Da ist Plato; giebt es eine erhabenerere Sprache einen großartigeren Stil? Woher kommt es, daß Plato nicht einmal eine bleibende Schule noch weniger eine Nation hat begründen können? Woher kommt es, daß die Staatsgesellschaften zu wanken anfangen, sobald die Denker nur Hand anlegen, und daß der Augenblick ihres Sturzes da gerade eintritt, wo man ihnen verkündet, daß die Intelligenz emancipiert, daß die alten Formen, welche der menschlichen Thätigkeit Schranken setzten, zerbrochen, der Altar unterminiert, die Vernunft allmächtig sei. Philosophen, wenn ihr wahrhaftig seid, so saget, wie es kommt, daß gerade die Stunde, wo alle Elemente der Gesellschaft sich läutern und entwickeln auch die Stunde der Auflösung ist? Sie werden vielleicht sagen, es wäre nicht zu verwundern, daß die für heilig gehaltenen Bücher die Völker beherrscht hätten, es wäre leicht, die Geister zu unterjochen, wenn man im Namen des Himmels spräche, während die für sich allein stehende Vernunft nur einen schwachen Einfluß über die Menschen habe. Bemerken Sie wohl, was Sie da sagen! Wie! sollte die Lüge stärker sein, die Reiche zu schaffen und aufrecht zu erhalten als die Wahrheit? Was sage ich? Die Wahrheit sollte die Reiche zerstören und die Lüge ihre feste Grundlage sein? Ein unverfälschter Gotteslästerer, der im Namen Gottes spräche sollte ein dauerndes Reich gründen, und sollte 20-Jahrhunderte nach seinem Tode aus der Tiefe seines Grabes das Leben sein für hunderte Millionen Menschen, während ein Weiser, der im Namen der reinen Wahrheit spricht, den nie zu heilenden Schmerz davontrüge, durch seine Lehre die Sicherheit und die Zukunft mehrerer Nationen vernichtet zu haben!

Ich sage Ihnen, meine Herrn, darauf muß geantwortet werden. Die Frage ist wichtig. Ich habe Ihnen nachgewiesen, daß die Völker, welche im Besitze heiliger Schriften sind eine stärkere und dauerhaftere Lebenskraft haben, als jene, welche solche entbehren; daß diese allmählich vom Schauplatz der Jahrhunderte verschwinden, daß bald nur drei oder vier heilige Schriften bleiben würden, welche mit ihrem Lebenssaft 3 oder 4 Völkerschaften durchdrängen, die alle andern noch überlebten. Woher das? Dem fügte ich hinzu, daß die menschlichen Bücher, wenn sie zu ihrer höchsten Vollkommenheit gelangt sind, statt das sociale Leben zu erhöhen und zu befestigen, nur dessen Lauf verkürzen und die Nationen wie einen Betrunknen darniederwürfen. Warum das? Woher diese Verschiedenheit zwischen den göttlichen und menschlichen Büchern?

Sie fühlen sich vielleicht versucht, die Einwendung gegen mich umzuwenden, und werden mir sagen: „Aber Sie, christlicher Redner, was sagen Sie dazu? Woher kommt denn die gesetzgebende Kraft des Koran, der Bedas, die Sie doch für fabelhaft halten? Die Antwort ist leicht meine Herren. Das steht fest, daß nicht alle sogenannten heiligen Bücher wahr und göttlich sind; mit Ausnahme des christlichen Buches ist keines frei von Betrug und Irrtum; indes, so entstellt in denselben auch die Tradition sein mag, sie giebt dort doch noch einigen Lebenshauch. Sie verkündet dort noch immer, daß der Mensch von Gott abhängig sei, daß er von seiner Fürsorge regiert werde, daß das allerhöchste Wesen durch einen inneren und äußeren Gottesdienst müsse verehrt werden, welcher die Grundlage aller Pflichten der Menschen gegeneinander ist. Die Tradition unterstützt diese Bücher, so unvollkommen sie auch immer sein mögen, sie teilt ihnen das Gewicht der Zeit und das Gewicht des Himmels mit, sie teilt ihnen eine Wahrheit mit, die, obgleich unterwegs getrübt, doch aus göttlicher Quelle stammt.“*) [Racordaire, Kanzelvorträge, übers. von Schröteler, Pfarrer in Kessenich bei Bonn, Neuß, Schwann 1846. S. 201–203]

Moses Mendelssohn hat in dem Leben und Charakter des Sokrates (Einl. zum Phädon dieselbe Uebersetzung ausgesprochen: „Da die Sophisten listig genug waren, das herrschende Religionsystem mit ihrem Interesse zu verwickeln, so gehörte nicht nur Entschlossenheit und Heldennut dazu ihren Betrügereien Einhalt zu thun, sondern ein wahrer Tugendfreund, durfte ohne die behutsamste Vorsicht dies nicht wagen. Denn kein Religionsystem ist so verderbt, daß es nicht wenigstens einigen Pflichten der Menschen eine gewisse Heiligung geben die der Menschenfreund verehren und der Sittenverbesserer, wenn er nicht seiner eigenen Absicht zuwiderhandeln will, unangetastet lassen muß. Von Zweifeln in Religionsachen zur Leichtsinigkeit, von Vernachlässigung des äußerlichen Gottesdienstes zur Geringschätzung alles Gottesdienstes überhaupt pflegt der Uebergang sehr leicht zu sein, besonders für Gemüther die nicht unter der Herrschaft der Vernunft stehen, sondern von Geiz, Ehrsucht oder Wollust regiert werden. Die Priester des Aberglaubens verlassen sich nur allzusehr auf diesen Hinterhalt und nehmen zu demselben, wie zu einem unverleglichen Heiligthum ihre Zuflucht so oft ein Angriff auf sie geschieht!“

*) Je mehr eine jede Volksreligion es versteht, die genannten Wahrheiten der natürlichen Religion mit Energie ohne Aberglauben, ohne politischen oder andern Eigennutz bei ihren Angehörigen in wirksamer Weise geltend zu machen, desto vollbeglückender wird dieselbe sich erweisen. Heutzutage z. B. predigen die Franzosen in Madagaskar ein französisches, die Engländer ein englisches Christenthum — die Folge ist an den Küsten der Insel ein nur äußerliches Christenthum, im Grunde Indifferentismus, der bei dem geringen Kulturzustande doppelt zu bedauern ist. Nur Christi Christenthum bildet und beglückt den einzelnen Menschen wie ganze Völker und in der heiligsten Angelegenheit den der Religion gilt vor Allem: corruptio optimi pessima.

Wie stark der Einfluß der Volksreligion auch auf philosophisch gebildete, ernste Geister ist, zeigt Mendelssohn selbst, welcher sein ganzes Leben hindurch mit peinlichster Sorgfalt sich an alle kleinsten jüdischen Cerimonialgesetze gehalten hat und zwar mit derselben Ueberzeugungsfestigkeit, die er als warmer Vertreter des Deismus hatte. Dem plumpen, züringlichen Beteuerungseifer Lavater's gegenüber ruft er tief erregt zu: Wäre nach vieljährigem Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vorteil meiner Religion ausgefallen, so hätte diese Entscheidung notwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine, dem Ansehen nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre; das Resultat meiner Untersuchungen mochte sein, welches es wollte, sobald ich die Religion meiner Väter nicht für die wahre erkannte, so mußte ich sie verlassen. Wäre ich im Herzen von einer andern überführt, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit — der innerlichen Ueberzeugung zum Trotz nicht die Wahrheit bekennen zu wollen. Und was könnte mich zu dieser Niederträchtigkeit verführen? Wäre ich gegen beide Religionen gleichgültig und verachte oder verachtete in meinem Sinn alle Offenbarungen, so wüßte ich gar wohl, was die Klugheit rät, wenn das Gewissen schweigt. Was könnte mich abhalten? Furcht vor meinen Glaubensgenossen? Ihre weltliche Macht ist allzugerings, als daß sie mir fürchterlich sein könnte. Eigensinn, Trägheit, Anhänglichkeit an gewohnte Begriffe? Da ich den größten Teil meines Lebens der Untersuchung gewidmet habe, so wird man mir Ueberlegung genug zutrauen, solchen Schwachheiten nicht die Früchte meiner Untersuchung aufzuopfern. Sie sehen also, daß ohne aufrichtige Ueberzeugung von meiner Religion der Erfolg meiner Untersuchung sich in einer öffentlichen Thathandlung hätte zeigen müssen; da sie mich aber in dem bestärkte, was meiner Väter ist, so konnte ich meinen Weg im Stillen fortwandeln. Ich werde es nicht leugnen, daß ich bei meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die leider ihren Glanz nur zu sehr verdunkeln. Welcher Freund der Wahrheit kann sich rühmen, seine Religion vor schädlichen Menschenfahrungen frei gefunden zu haben? Wir erkennen diesen vergiftenden Hauch des Aberglaubens und der Heuchelei, so viel unserer sind, die wir die Wahrheit suchen, und wünschen ihn ohne Nachteil des Wahren und Guten abzuwischen zu können. Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest, so unwiderleglich versichert, als Sie nur immer von der Ihrigen sein können, und ich bezeuge hiernit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Erhalter, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, so lange meine ganze Seele nicht eine andere Natur annimmt.“ (Schreiben an Lavater, Bd 3 S. 4 fgb.)

Wie verehrungswürdig erscheint hier Mendelssohn, der überzeugungstrenn und pietätvoll bei der Religion seiner Väter verbleibt — wie armfelig da egen N., der leichtsinnig und gewinnstüchtig zweimal ohne Ueberzeugung convertirt, zuerst 42jährig zu Turin vom Calvinismus zum Katholismus übertritt in der allerdings trügerischen Hoffnung, Geldunterstützungen zu erhalten und im Jahre 1754 — 42jährig wieder zum Calvinismus zurücktritt, um das durch seinen frühern Uebertritt verlorene Genfer Bürgerrecht wieder zu gewinnen. Seitdem legt er sich den stolzen Namen des Citoyen de Genève bei bis zu den spätern Differenzen mit dem kleinen Rate in Genf. Wie unsäglich widerlich ist da bei N. sein Prunken mit der Anhänglichkeit an die Religion seiner Väter. In der Epistel N's an Beaumont heißt es: (p. 121—122), heureux d'être né dans la religion la plus raisonnable et la plus sainte qui soit sur la terre, je reste inviolablement attaché au culte de mes pères; . . . comme eux je me réunis de coeur avec les vrais serviteurs de Jésus-Christ et les vrais adorateurs de Dieu, pour lui offrir dans la communion des fidèles les hommages de son Eglise. Il m'est consolant et doux, d'être compté parmi ses membres, de participer au culte public qu'ils rendent à la Divinité, et de me dire au milieu d'eux: je suis avec mes frères.

Bemerkenswert ist ferner, was Mendelssohn in Betreff der christlichen Deisten und Rationalisten schreibt, welche sich rühmten, die Religion der Christen von irrigen Meinungen gereinigt und auf ihre erste Einfachheit zurückgeführt zu haben: „So viel mir von ihrer Glaubenslehre bekannt ist, soll nach ihnen der Stifter des Christentums keine Person der Gottheit, sondern ein außerordentlicher Mensch, ein heiliger Prophet, wie Moses oder noch größer gewesen sein, der von Gott den Beruf gehabt, die Mißbräuche der damals herrschenden Religionen abzuschaffen, die lautere natürliche Religion in ihre Rechte einzusetzen, durch Wunder zu bestätigen und die Menschen von ihrer ewigen Glückseligkeit zu versichern. Die Stellen im neuen Testamente, die dem strengen Lehrbegriff der Kirchenlehre günstig zu sein scheinen, wissen sie durch künstliche exegetische Mittel zu ihrem Vorteil zu lenken, oder doch wenigstens so zu erklären, daß sie auf beiden Seiten nichts beweisen. Ich lasse mich in diesen Punkt nicht ein zu untersuchen, ob die streitigen Stellen des neuen Testaments von diesen Lehrern oder von ihren Widersachern richtig erklärt werden; wenn ich in meiner Einfachheit lese, so scheint mir aber der natürliche Sinn sich auf die Seite der Athanasier zu legen.“ [Bd. 3. S. 169.]

Johannes Scherr kommt in seinen großen und kleinen Schriften immer wieder auf die Unentbehrlichkeit und die Bedeutung der Religion für das Volk zurück. Noch in einem Aufsatz des Jahres 1884 „König und Priester,“ (gemeint ist der Konflikt zwischen dem Könige Heinrich II. von England und seinem Kanzler Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury und Primas von England) schreibt Scherr in seiner eigentümlich derben satyrischen Art, für welche der gewöhnliche Sprachschatz von Kraftausdrücken

nicht ausreicht, folgende Worte, *) die für Staatsmänner, Gesetzgeber, Pädagogen, kurz für jeden, der in Wort und Schrift für das Wohl seiner Mitmenschen seine Kräfte einzusetzen hat, voller Beachtung wert sind:

(Nord und Süd 28. Bd. S. 171—202) „Die Geschichtsbetrachtung des 18. Jahrhunderts, zumeist mit willkürlichen Abstraktionen und polemischen Vorgefährtheiten hartnäckig, verkannte den naturgemäßen und naturnotwendigen Ursprung vom Priestertum und vom Königtum ganz und gar, indem es dieses wie jenes auf die mit bewußter Selbstsucht unternommene Berechnung und Spekulation einzelner Individuen zurückführte. Das war eine durchaus unzutreffende, eine mechanisch-materialistische Anschauung, welche vom Organismus der Entwicklung, vom Werden und Wachsen der menschlichen Gesellschaft entweder keine Ahnung hatte, oder aber keine haben wollte. Zwar der bekannte Satz: „der erste König war ein glücklicher Soldat“ — ließe sich zur Not noch rechtfertigen, insofern es allerdings denkbar, daß die erste Zweihänderhorde, welche nach einem Leitspürer aussah, einen durch hervorragende kriegerische Eigenschaften ausgezeichneten Mann zu ihrem Vordersten, zu ihrem Fürsten oder König gemacht habe. Oder auch läßt sich annehmen, daß so ein Kraftkerl die Leitspürerschaft an und auf sich genommen. Aber wenn man allfällig im Bolingbroke-Voltaire'schen Sinne dem soeben citirten Alexandriner die zwei weitem:

„Der erste Priester war ein schlauer Spekulant,
Im Gründen sehr gewandt, im Schindeln elegant“

zugefüllen wollte, so wäre das ein plumper Fehlgriff. Die Religion und folglich das Priestertum, sie sind nicht willkürlich gemacht, weder von Einzelnen, noch von Vielen. Sie sind so alt, wie die menschliche Gesellschaft, sind mit dieser geworden und gewachsen und werden dauern, so lange die Menschheit währt. Warum? Darum, weil die Religion der Idealismus der Massen von Anfang an war, heute noch ist und bis zuletzt sein wird. Vielleicht finden die Herrn Materialisten von der strikten Observanz einmal eine Stunde Zeit, über diese ganz unbestreitbare kulturgeschichtliche Thatsache nachzudenken, und sich dieselbe klar zu machen. Dann dürfte ihnen auch ein Licht aufgehen, warum und wie so in demselben Maße, in welchem die materialistische Wissenschaft mit ihren Erfolgen groß that, einerseits die Macht der katholischen Kirche zunahm und andernteils Hunderttausende, ja Millionen von Protestanten dem jämmerlichen Schwindel des „Spiritismus“ zufielen.“

Scherr schließt diesen Artikel S. 202: „Das ist die Geschichte von einem König und einem Priester. Sie ist lehrreich. Denn auch die Präsidentenstühle der künftigen Vereinigten oder, was jeden alls gewisser, *more consueto* Vereinigten Staaten von Europa werden noch mit dem Stuhle Petri rechnen und rechten müssen. Die Menschen gehen, aber die Dinge bleiben, ob zwar mit der Zeit die meisten ihre Formen, Farben und Namen ändern. Das Papsttum that und thut es nicht. In starrer Majestät ragt es über das tosende Gewühl unserer Zeit empor, über Völker und Staaten, über Parteien und Nationalitäten, über Wissenschaft, Kunst, Literatur und Technik, über Dampf und Elektrizität, über Kultur und Barbarei, über das ruhelose Geschacher um Soll und Haben, über Luxus und Glend, eine aus der menschlichen Glaubens- und Auktoritätsbedürftigkeit als auf Granitquadern aufgebaute Pyramide mit der Aufschrift: „*Non possumus sedis apostolicae mutare constitutiones.*“ Darauf beruht seine Dauer, Größe und Macht.“

Rehren wir unter Festhaltung der in den bisherigen Ausführungen enthaltenen Gedanken zu M's Schreiben an den Herrn Vikar von Savoyen zurück. Er sagt: „Alle Gesetzgeber und Stifter großer Staaten, sie mögen nun zu loben oder zu tadeln sein, haben die natürliche Religion unzulänglich gehalten, eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen. Und deswegen haben sie zu Göttern und anderen Maschinen oder zu einer positiven Religion ihre Zuflucht nehmen müssen. Was meinen Sie aber, wenn Gott, den wir beide erkennen, eben soviel Einsicht, als jene Gesetzgeber, jene Genies, jene großen Schelme, wenn Sie wollen in die menschliche Natur gehabt hätte? Was dächten Sie, wenn er einige seiner Gottheit anständige, seinem großen Endzwecke zusagende Maschinen erwählt hätte, um uns glücklicher zu machen? Sollten ihn hierin menschliche Genies beschämen? . . . So ist also die Religion eine Politik? und ihr erhabener Endzweck nicht, Gott zu dienen? Ja, die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen. Und, wenn wir Gott dienen, ihn loben und preisen: so befördern wir damit Gottes Ehre. Und Gottes Ehre ist die Glückseligkeit seiner Geschöpfe. Können Sie aber der Gottheit noch eine größere Absicht zuschreiben, so bin ich auch zufrieden. Aber alle Zeit denke ich, wird die größte Vollkommenheit seiner Geschöpfe damit verbunden sein.“

Versuchen Sie es einmal, die geoffenbarte Religion aus diesem niedern Gesichtspunkte zu betrachten. David auf dem Throne oder in der Asche; der Sünder auf der Scala santa oder unter einem mit goldenen Franzen besetzten Himmel; der Philosoph mit einem Systeme, und das Kind mit einer Klapperbüchse,

könnten dem allmächtigen Gott einerlei sein, wenigstens würde es uns so scheinen, wenn er bloß auf das einsiedlerische Vergnügen eines Gebärdenspiels rechnete, und ein spekulatives Wohlgefallen an der verschiedenen Lage unserer Seelen hätte. Allein, uns und der bürgerlichen Gesellschaft ist unendlich daran gelegen, daß der König bisweilen in der Asche und auf den Knien erkenne, wie er vor Gott ein armer Sünder sei. Es ist von der äußersten Wichtigkeit für das Wohl einer Gesellschaft, daß der Mensch Andacht habe, und sich dadurch zu guten Regungen, zur heilsamen Furcht und der nötigen Standhaftigkeit bereiten lasse. Es ist von der größten Notwendigkeit, daß wir gewisse verstärkte Glaubensartikel haben, welche den Unglücklichen trösten, den Glücklichen zurückhalten, den Stolzen demütigen, die Könige beugen, und den Krämer einschränken. Ich sage, es ist dieses von der äußersten Notwendigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Diesen Endzweck hat Gott mit der Religion wohl suchen können, und ich würde es seiner Weisheit gemäß achten, wenn er auch solchen nur allein mit seiner Offenbarung gesucht hätte.

Sie mögen mir immer sagen, die Religion sei solchergestalt nur eine bezaubernde Musik, ein Rappzaum für den Böbel. Ich antworte Ihnen darauf jetzt weiter nichts, als: wir Alle sind Böbel, und Gott hat besser gethan, uns einen Zaum an die Seele, als an die Nase zu legen. Denn an einer Stelle, denke ich, war er uns doch nötig, um zu gewissen Endzwecken geführt zu werden. Für uns Böbel und nicht für Engel ist unsere Religion gemacht.

Nummehr erwarten Sie vielleicht, daß ich die Verteidigung der Wahrheit unserer christlichen Religion übernehme. Allein hier muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich kein Theologe, sondern ein Rechtsgelehrter bin. Ich habe meine Betrachtungen bloß so entworfen, wie ich glaube, daß sie ein unparteiischer Mann, der von unserer Religion nur etwas versteht, entwerfen könnte. Ich habe die Bedürfnisse einiger Arten von menschlichen Gesellschaften, und ihre Zufälle angesehen; ich habe die Krankheiten dieser großen Staatsvereinigungen, sie mögen Monarchien, Aristokratien, Demokratien oder Tyrannien heißen, erwogen und daraus geschlossen, daß ihnen eine geoffenbarte Religion jederzeit notwendig und heilsam gewesen. Hiernächst habe ich gefunden, daß die christliche Religion zu allen Absichten, welche eine Gottheit mit den Menschen haben könne, auf das vollkommenste hinreiche. Und daraus ziehe ich den Schluß, daß wir thöricht thun, ein so vollkommenes Band zu schwächen oder gar zu zerreißen.

Erwägen Sie einmal die Gründe, welche große Männer für die Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der christlichen Religion beigebracht haben. Sie haben selbst die Probe gemacht, wie stark man für sie reden könne (Stelle bei N. über die Göttlichkeit der heiligen Schriften und der Person Christi.) Und wenn Sie nur das voraussetzen, daß eine positive Religion notwendig sei; so wird Ihnen die Wahl nicht mehr so schwer fallen, als vorher.“

Eine positive Religion ist notwendig.

In den Apologien des Christentums wird die Frage gestellt:

War die übernatürliche göttliche Offenbarung notwendig? Die Antwort lautet: Selbstverständlich war die göttliche Offenbarung notwendig, falls die Menschen zur Erkenntniß der sogenannten Glaubensgeheimnisse gelangen sollten; aber auch für diejenigen Wahrheiten, zu deren Erkenntnis die menschliche Vernunft durch ihre eigene Kraft gelangen kann, läßt sich die relative Notwendigkeit einer göttlichen Offenbarung nachweisen. Ohne eine positive göttliche Offenbarung würden nämlich die Wahrheiten der natürlichen Religion nur von sehr wenigen Menschen, nur nach sehr langer Zeit, nur mit vielen Irrtümern untermischt und mit ungenügender Gewißheit erkannt worden sein.

1. nur von sehr wenigen Menschen; weil die Zahl derer, die Zeit, Lust und Fähigkeit zu philosophischen Untersuchungen haben, eine verschwindend geringe ist. Die weitaus größte Majorität der Menschen hat ihre ganze Zeit, ihre ganze Körper- und Geisteskraft nötig, um das tägliche Brod im Schweisse des Angesichtes zu erwerben; der kleinen Majorität von Solchen, die für ihre Lebensbedürfnisse ausreichend Mittel ohne

Arbeit haben, fehlt in der Regel Lust und Fähigkeit zu ernst anstrengenden Geistesarbeiten; und von der Mehrzahl der Menschen gilt der Satz: mundus regitur mediocritatibus — die geistige Kraft der Meisten beschränkt sich auf die Aneignung des von Wenigen Erforschten, reicht zu eigenem selbstständigen Forschen nicht aus. Das ist zum Teil der Sinn des obigen Wortes von Möser: „Wir alle sind Böbel.“

2. nur nach sehr langer Zeit würden die wenigen Auserwählten in den Besitz dieser religiösen Vernunftwahrheiten gelangen. Jeder Forscher ist in der Fixierung der zu suchenden Wahrheiten steten Veränderungen und Launen und Schwankungen ausgesetzt; es ist ihm am Morgen ein dunkles Problem, was ihm abends vorher mit der Evidenz eine Axiom einleuchtete; und ist er einmal zu einem fertigen Lehrgebäude gelangt, so hat er zu befürchten, daß ein nachkommender Forscher das mühsam und kunstreich aufgerichtete Gebäude samt den Fundamenten und den innern und äußern Ornamenten niederreiße.

Ueber die tausendfachen Veränderungen des menschlichen Herzens und ihren Einfluß auf das Urtheil beachte man folgende treffliche Worte des spanischen Philosophen Jakob Balmes (Weg zur Erkenntnis des Wahren, übers. Regensburg bei Manz 1852): „Wie mit dem leiblichen Auge, so verhält es sich mit dem Auge des Geistes; die nämlichen Gegenstände gewähren nicht nur verschiedenen Menschen, sondern sogar ein und derselben Person einen verschiedenen Anblick. In einem Moment dehnt sich ein Schleier über unsere Augen aus. Die Scene wechselt, wir sind in eine andere Welt versetzt. Alles nimmt eine andere Form, andere Farben an. Man möchte glauben, die Gegenstände seien von dem Wunderstab eines Zauberers berührt worden. Der Zauberer, der sind wir selbst, der ist unser eigenes Herz! haben wir uns geändert, so ändert sich alles um uns. Wenn das Schiff in die See sacht, so scheint der Hafen, den wir verlassen, das Ufer, die Monumente, die Berge hinter uns zu fliehen: Nichts flieht als das Schiff. Merkwürdige Erscheinung! Nicht nur, wenn unsere Seele tief aufgeregt ist, wenn die Leidenschaften sozusagen in offenem Aufrehr begriffen sind; sondern fast immer inmitten einer scheinbaren Ruhe geht diese Aenderung in unserer Art, zu fühlen und zu denken, vor; und dieser Wechsel ist um so gefährlicher, je weniger die Ursachen, die ihn hervorgerufen, bemerkt werden. Man hat die Leidenschaften in mehrere Klassen eingetheilt; aber mag nun diese philosophische Klassifikation nicht vollständig gewesen sein oder mag eine Leidenschaft andere erzeugen, welche Töchter oder Umbildungen der ersten sind, so viel ist gewiß, daß, wenn man die aufeinanderfolgenden Abstufungen, die Bewegungen, die Schattierungen beobachtet, durch die unsere Gefühle sich hindurchwinden, man zu glauben versucht wäre, es zögen die veränderlichen Lichtbilder eines phantasmagorischen Schauspiels am Auge vorüber. Es giebt Augenblicke der Ruhe und Augenblicke des Sturmes, Augenblicke der Bitterkeit und wieder andere der Güte, Augenblicke der Härte und der Sanftmut, der Entnützung und der Festigkeit, des Enthusiasmus und der Geringschätzung, der Freude und der Traurigkeit, des Stolzes und der Verzagttheit; es giebt Augenblicke der Hoffnung und der Verzweiflung, der Geduld und des Bornes, der Erschlaffung und der Thätigkeit, des Dranges sich mitzuteilen und der Verschlossenheit, der Freigebigkeit und der Habgucht, der Verzeihung und der Rache, der Nachsicht und der Strenge, des Wohl- und des Mißbehagens, der Langeweile und der Munterkeit, des Ernstes und der Leichtfertigkeit, des Flatterfinnes und der Erhebung, ernste Momente und Augenblicke voll munterer Einfälle . . . Wer könnte doch die Veränderungen alle zählen, denen unsere Seele unterworfen ist? Minder veränderlich ist das Meer, das vom Orkan gepeitscht oder von den Zephyren gewiegte Meer; das von den Morgenwinden gekräuselte oder unter einer bleiernen Atmosphäre unbewegliche, von den Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldete, von dem klaffen Scheine des Mondes gebleichte, mit funkelnden Sternen besäete Meer; das Meer, dessen Anblick bleifarbig scheint, wie das Gesicht des Todes; das in der ganzen Feuerglut des Südens schwimmt, das düster und unheimlich, wie das offene Grab schweigt.“

Daher kommt es, daß das Interesse oder die Leidenschaft des Tages der Stunde, des Augenblickes über unsere Handlungen entscheidet, nicht nur über unsere Handlungen sondern sogar über unsere Ansichten. Der unter den Vertretern des theologischen Rationalismus vielgenannte Carl Friedrich Bahrdt war als Student und später als junger Dozent ein sehr eifriger Rechtgläubiger gewesen, so daß der Hamburger Hauptpastor Göze seine Berufung nach Hamburg in Vorschlag brachte. Das öffentliche Vergerniß, welches bald darauf sein wüthes und ungebundenes Leben gab, verwickelte ihn in wilde Streitigkeiten und ward zugleich der Anlaß, daß Bahrdt zur Aufklärung überging. Nicht, wie H. sagt, aus der Nothwendigkeit innerer Bildungskämpfe, sondern wie ein Bankerotteur, der verzwweifelt nach einem neuen Geschäft greift, um sich aus dem Schiffbruch des alten zu retten. In seiner Lebensgeschichte, die er zu seiner Verteidigung schrieb, entschließt ihm folgendes schöne Geständnis (1791 Teil 2. S. 53): „Ich glaube gewiß, daß ich lebenslang der Orthodorie treu geblieben sein und meine Talente bloß darauf verwenden haben würde, das morsche Lehrgebäude haltbarer zu machen und mit philosophischer Weisheit zu überwinden, wenn ich nicht soviel Feindseligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte. Bloß dies, daß ich in Leipzig schon die Wirkungen des Neides über meinen Applaus empfinden mußte und hernach in Erfurt durch Kabale und Intoleranz so gemartert und geängstigt

worben war, stößte mir eine Art von Widerwillen gegen die Orthodoxen ein, *) und machte den Gedanken keimen, daß die positive Religion verfolgungsfüchtig mache und schärfere Prüfung verdiene. Hätte man mich in Ruhe gelassen und nicht durch stetes Gehen und Berleunden mich genötigt, solange ohne Pension zu leben und bei dem Gefühle meines Wertes und meiner Talente die armseligsten Ignoranten in fetten Freunden zu sehen, indes ich mit Armut und Sorgen kämpfen mußte, so wäre ich vielleicht nie der Gegner der positiven Religion geworden, der ich ward und bin. Aber die Vorsehung wollte einmal einen Befürmer derjenigen Theologie aus mir machen, welche die europäische Menschheit durch so viele Jahrhunderte hindurch verhunzt hat. Ich mußte unaufhörlich von Kezernmachern gereizt und von Ort zu Ort verfolgt werden, bis mir die Augen ganz aufgingen und die Zerstörung der Quelle aller Verfolgungssucht, — ich meine die positive Religion — der bleibende Zweck meines Lebens wurde.“

Charakteristisch sind die Worte, die der preussische Minister, der edle Herr von Zedlitz an Bahrdt in Halle schrieb, als dessen skandalstüchtige Leichtfertigkeit in Berunglimpfungen und Schmähschriften immer zunahm: „Glauben Sie, daß ich Gewissensreinheit erkenne und schätze, aber sie zugleich zu hoch schätze, um je Unruhe und bloße Zanksucht unter ihrem Namen durchschlüpfen zu lassen; Ihr eigener guter Verstand sagt Ihnen gewiß mehr, als meine Bitte Ihnen sagen kann, daß Sie jetzt äußerst vorsichtig in Ihrem Wandel sein müssen, um nicht glauben zu machen, daß die freie Denkungsart mehr aus den Begierden des Herzens, als aus der Ueberzeugung des Verstandes entsprossen sei.“

3. mit vielen Irrtümern untermischt, wie die Geschichte der Philosophie von Thales von Milet an bis auf Arthur Schopenhauer in Frankfurt am Main unwidersprechlich darthut.

4. ohne genügende auktoritative Sicherheit für die philosophierende Majorität der Menschen. Offenbar fehlt dieser die geistige Kraft, eine innere Einsicht in die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der ihnen vorgelegten philosophischen Deduktionen zu gewinnen. Dieser Mangel persönlicher Einsicht könnte ausgeglichen werden durch das imponierende Gewicht der Uebereinstimmung sämtlicher zeitgenössischen Forscher unter sich und mit ihren bedeutendsten Vorgängern — eine Voraussetzung, die bis zur Stunde noch nicht eingetroffen ist und die auch wohl nimmer eintreffen wird. Nehmen wir ein naheliegendes Beispiel. Eine wichtige religiös-sittliche Frage ist die nach der Willensfreiheit des Menschen. Vergleichen wir die Stellung Lessing's und Kant's zu derselben.

S. 94 schreibt H. von Lessing: „Wir haben das vollgültige Zeugnis, daß Lessing sich die Folge der spinozistischen Grundanschauung, die Leugnung der menschlichen Willensfreiheit zur klarsten Einsicht gebracht hatte und diese Leugnung ohne allen Vorbehalt teilte. Einer der wenigen Vertrauten, welchem Lessing seine philos. Ueberzeugungen und Gesinnungen ganz enthüllte, scheint Karl Wilhelm Jerusalem gewesen zu sein, jener unglückliche Jüngling, welcher durch Göthe's Werther so berühmt geworden ist. Als Lessing 1776 die philos. Aufsätze Jerusalem's herausgab, fügte er einem derselben, welcher im Sinne Spinoza's ausführte, daß wir die Lehre von der Freiheit nicht behaupten könnten, ohne die ersten Gründe aller unserer Erkenntniß über den Haufen zu stoßen, eine ausführliche Begründung dieser These bei. Und in dem be-

*) Am 17. Aug. 1778 schrieb Lessing an seinen Bruder Carl: . . .

„Ich habe diese Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals nicht träumen ließ. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines Stückes (es ist Nathan gemeint) allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlägt das Decameron des Boeccaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Gineo. Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, sodas sich Alles sehr gut lesen lassen soll, und ich gewiß den Theologen einen ärgeren Pöffen damit spielen will, als mit noch 10 Fragmenten.“ Der Pöffen besteht darin, daß im Nathan die Charaktere in 2 Gruppen zerfallen: Die eine idealisierte Befenner des Judentums und des Islam, die andere, schwache und schwankende Befenner des Christentums nebst dem brutalen Zeloten, dem Patriarchen von Jerusalem. Dadurch wird der Schein hervorgerufen, als stelle Lessing Islam und Judentum über das Christentum, während doch offenbar Lessing 1770 in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ das Christentum über das Judentum stellt. Ueber Judentum und Christentum stellt Lessing allerdings seine Humanitätsreligion, deren Anhänger frei von den Einseitigkeiten irgend einer der bestehenden positiven Religionen, durch tiefere religiöse Erkenntnis und reinere uneigennütige Sittlichkeit hervorrangen. Ist Moses Mendelssohn das Urbild des Nathan, dann hat sich Lessing hinsichtlich der Humanitätsreligion M's geirrt, wie Mendelssohn sich geirrt hatte in dem Glauben an die theistische Weltanschauung Lessing's.

rühmten Gespräche, welches Lessing mit Jacobi am 6. und 7. Juli 1780 über Spinoza führte (Jacobi's Brief über die Lehre des Spinoza) hat Lessing, angesprochen, daß er keinen freien Willen begehre, und hat diesen Ausspruch mit Anspielung auf den bekannten Augsburger Reichstagschluß in die Worte gekleidet, er bleibe ein ehrlicher Lutheraner, und behalte, „den mehr viehischen als menschlichen Irrtum und Gotteslästerung,“ daß kein freier Wille sei.“

Vgl. hiermit S. über Kant S. 26.

„So genau Kant die Schwierigkeiten kannte, die sich der Behauptung der menschlichen Willensfreiheit entgegenstellten, so ist doch kaum zu zweifeln, daß er sich zuletzt mit vollster Aufrichtigkeit für die Aufrechthaltung derselben entschied. Man sieht, wie dieselbe folgerichtig und unausweichlich aus den Grundlagen seiner Sittenlehre herauswächst. In der Kritik der Urteilskraft (Bd. 4 S. 375) bezeichnet Kant die Idee der Freiheit als die einzige unter allen Ideen der reinen Vernunft, deren Gegenstand Thatfache sei und die daher ein Wißbares (scibile) genannt werden müsse.“

Aber setzen wir einmal den oben genannten consensus communis sämtlicher Forscher von Bedeutung als wirklich voraus, so wird das gewaltige Gewicht desselben in dem Umstand ein bedenkliches Gegengewicht erhalten, daß die erforschten Sätze der Religion nicht als bloße Theoreme sich darstellen, sondern den Anspruch erheben, in ihren Konsequenzen sittliche Forderungen zu stellen, welche die innern und äußern freien Bewegungen der Menschen hemmen, die Leidenschaften unterdrücken, lästige Tugenden gebieten und lockende Laster verbieten — Forderungen deren Erfüllung scheitern würden an der Unlust des einen, sein Erkennen und sein Handeln in lästigen Dingen der Auktorität eines andern Menschen zu unterwerfen. Wie soll nun das Gros der Menschheit in den Besitz der religiösen Grundwahrheiten gelangen, ohne die keine freie Vereinigung der Menschen, keine Staatenbildung, kein geordnetes Zusammenleben möglich ist? N. will, daß Jeder bei der Confession bleibe, der er durch Geburt und Erziehung angehört; er will aber auch, daß die religiöse Erziehung wegfalle, und die zum Alter von 16—18 Jahren herangereifte Jugend nach seiner Anleitung sich seine deistischen Ideen aneigne. Somit würden sämtliche auf positiver Grundlage aufgebauten Religionsgemeinschaften bald verschwunden sein und die Tausenden und Millionen der religionslos aufgewachsenen Generation vor der Wahl ihrer religiösen Ideen stehen. Was würde die Folge sein? Zu den Philosophen in die Schule gehen? Welche unsinnige qualvolle Forderung! Wer je bei Tag und Nacht sich abgemüht, über das pro und contra des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes in's Klare zu kommen, — um nur einen kleinen Punkt zu nennen — der muß sagen: Ist nicht des Jammers und Elends unter den Menschen genug, um auch noch diese härteste der Dualen ihnen aufzulegen, in gräßlichem und dazu erfolglosem Forschungsmartyrium sich aufzureiben?*) Aber, sagen die Deisten, sagt der Vicar aus Savoyen (Möser S. 21 fgd) „ich erkenne den Schöpfer aus seinen Werken. Diese sind die beredtesten Prediger. Sie reden zu allen Augen und Ohren. Ihre Sprache versteht der Prokese und Kalmucke. Ihre Schönheit gründet sich auf unveränderliche Regeln, welche den weisesten, den mächtigsten Gott erkennen, und aus einer ganz notwendigen Folge auch zugleich verehren, bewundern und lieben lassen. Wenn wir diesen Empfindungen folgen und mit Hülfe einer guten Erziehung unser Gefühl oder unser Ge-

*) Die große Mehrzahl der Menschen bleibt bei der Religionsgesellschaft, in welche sie der „Zufall der Geburt“ hingestellt hat, ausgenommen die Zeiten weltgeschichtlicher Katastrophen, Christentum, Islam, Reformation u. s. w. Die nicht philosophierende Majorität der Menschen findet eine genügende Ueberzeugung und Beruhigung für das genannte Verharren — in der Auktorität von Eltern, Priestern und Lehrern und zugleich in der innersten persönlichen Erfahrung von der läuternden und beseligenden Macht, welche die Hingabe an die Religion auf die Seele hat. Den Weg der Forschung zu betreten: Prüfung der sogenannten Praeambula ad fidem (Gott, Seele, Vorsehung, Vergeltung, cc.) Feststellung des Offenbarungsfaktums

wissen bilden: so wird uns dieses allemal richtig führen, und die Aussicht einer ewigen Strafe und Belohnung, welche ich annehme, wird den schlechteren Teil der Menschen beugen, oder doch wenigstens dem Gesetzgeber die Mittel geben, sie zu händigen, zu begeistern und ins Feuer zu führen.“

Darauf die vortreffliche Antwort Möser's: „Gut, mein wertester Herr Vikar! Ich will Ihre Theorie noch nicht bestreiten. Aber nun laßt uns auch den Faden der Erfahrung ergreifen. Wenn wir diesem folgen: so werden wir sogleich finden, daß alle Gesetzgeber mit dieser Theorie nicht ausgeht sind. Ich habe es oft versucht, und den Moses mit aller der Stärke ausgerüstet, welche ihm die natürliche Religion darbieten konnte. Ich habe ihn gegen einige hunderttausend Ziegelbrenner, — welche ihr Gefühl und ihr Gewissen in den Leimgruben gebildet hatten, und ihn stürmisch fragten: „Wer hat dich doch zum Richter über uns gesetzt?“ von der Schönheit der Gestirne, von der Pracht des Donners, von der Ordnung im unendlich Kleinen, und von anderen Dingen reden lassen; ich habe ihm die Gründe eingegeben, welche die Verfasser der Donner- Stein- und Fischtheologien dem gebändigten Teile der Menschen mit gutem Erfolge vorgelegt haben; ich habe ihn endlich, mein wertester Herr Vikar, aus Ihrer natürlichen Theologie und besonders aus Ihren Vermutungen über die ewigen Strafen und Belohnungen gegen die Kotte Kora, Dathan und Abiram reden lassen. Allein niemals habe ich damit auch nur zu der Vermutung gelangen können, daß er mit diesen menschlichen Kräften ein unbändiges Volk von seinem göttlichen Beruf zur Herrschaft überzeugt haben würde; besonders, wenn es die Not erfordert hätte, etliche Kotten aufhengen zu lassen. So stelle ich mir die Sache vor; trauen sie den Ziegelbrennern ein besseres Gefühl zu: so habe ich Unrecht.

„Sie führen an, da Sie das Dasein Gottes als das erste Hauptstück Ihrer natürlichen Theologie beweisen, daß es Menschen gäbe, welche solches leugneten; und vielleicht sind diese Menschen Gelehrte. Sie führen an, daß Andere, von eben diesem Range, die Unsterblichkeit der Seele, Ihr zweites Hauptstück, in Zweifel zögen. Sie werden mir zugeben, daß es um das Gewissen, weil es durch zufällige Umstände gebildet wird, eine gar mißliche Sache sei. Und das ist Ihr drittes Hauptstück. Sie werden aus der Erfahrung wissen, daß die Predigt der Werke Gottes, welche wir täglich vor Augen haben, gar oft dem Geschrei eines Kanarienvogels gleiche, welches sein Besitzer zuletzt gar nicht mehr hört, wenn einem Fremden im Zimmer die Ohren davon klingen. Und mit dieser Predigt, mit diesen Hauptstücken gedenken Sie die wilden Ziegelbrenner zu einem starken, glücklichen und ruhigen Volke zu bilden? *) Wie, wenn

(demonstratio christiana) haben Viele versucht und haben dann den Weg zum Glauben wiedergefunden. Vielen wird jedoch das Forschen verhängnisvoll werden. Beherzigenswert sind die Worte Lenau's:

Und in der Forschung Wälder trat ein Thor, ich
Aus jenem gottbesetzten Paradies
Und all des Herzens fromme Lust verlor ich
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.

Der Philosoph Diderot, der zuerst offenbarungsgläubig, dann Deist, zuletzt Atheist war, hat viele Vorgänger gehabt und wird stets viele Nachfolger haben.

*) Der 5. Abschnitt des Aufsatzes „Dieu“ im philosophischen Wörterbuch von Voltaire lautet: „Der eigentliche Angelpunkt, warum der Glaube an Gott eine Notwendigkeit ist, liegt meines Dünkens nicht in metaphysischen Gründen, sondern weit mehr in der Erwägung, daß für das Gemeinwohl ein belohnender und rächender Gott durchaus unerläßlich ist. Ohne einen solchen Gott wären wir im Elend ohne Hoffnung, im Laster ohne Gewissenspeil. Wer eingestehet, daß auch nur einige Menschen der Glaube an Gott vom Verbrechen abhält, der gestehet, daß dieser Glaube von der ganzen Menschheit erfaßt werden muß. Ihr fürchtet, daß der Gottglaube abergläubig und verfolgungslüchtig mache; aber ist nicht noch mehr zu fürchten, daß, wer Gott verneint, sich noch heftigeren Leidenschaften und noch abscheulicheren Unthaten preisgibt? Sorgt dafür, daß der Gottglaube nicht in Aberglaube und Verfehlung entarte. Gott bewahre uns vor einem Priester, welcher seinen König mit geweihtem Dolch ermordet; Gott bewahre uns aber auch vor einem jähzornigen und grausamen Despoten, der weil er nicht an Gott glaubt,

diese menschlichen Tiere Ihre Schlüsse von dem Dasein Gottes und der Unsterblichkeit unserer Seelen gar nicht faßten? Wie wenn sie ihre Begierden mit dem Gewissen verwechselten und den unrichten Richter ihrer Handlungen erwählten? Wenn sie die Sonne auf- und untergehen ließen ohne an etwas anderes, als an ihre Nahrung zu denken? Wenn ihnen die Werke Gottes bloß zu der Zeit einleuchteten, wo die Saat auf ihren Aekern verdorrte, und der Blitz die Ziegelofen einschlug? O, mein werthester Herr Vikar! Glauben Sie gewiß, Ihre natürliche Religion ist gut, aber nicht hinlänglich. —

Lassen Sie Tyrannen, Erdbeben, Ueberschwemmungen und andere Landplagen kommen. Mich sollen sie als einen andern Orpheus unten am Felsen und vor mir die erschrockenen Menschenkinder finden. Jedes Herz will ich mit Hilfe der geoffenbarten Religion stärken, trösten und zu neuen Unternehmungen geschickt machen, wann Sie, in Ihren Gebürgen einigen verzagten Zweiflern die Schönheit der eingestürzten Werke Gottes vergeblich predigen werden.“

Nach den bisherigen Auseinandersetzungen über diese Frage: „Natur- resp. Vernunftreligion oder geoffenbarte christliche Religion, ist es klar, daß N's Grundsätze das Bestehen und Wirken jeder positiven auch der christlichen Religion unmöglich machen, und nicht eine allgemeine Annahme seiner religiösen Vernunftwahrheiten, sondern völlige Religionslosigkeit zur Folge haben würden. Wenn größere Massen von Menschen äußerlich oder bloß innerlich von ihrer Confession abfallen, oder wenn die Massen der religionslos aufgewachsenen Jugend sich ihre religiösen Ideen wählen sollen, so würde es mit den positiven Confessionen und mit der Naturreligion bald ein Ende haben; es würde der religiöse Nihilismus entstehen, den wir in kleinen Dimensionen erlebt haben, der als Hauptsätze seines Symbolum aufstellte:

1. Unser Glaube ist, daß wir keinen (Glauben) haben.
2. Das Wesen, das man Gott nennt, existiert nur in der Einbildung.
3. Der Hauptgegenstand der Anbetung sind wir selber.

Die französische Revolution mit ihren greuelvollen Ausschreitungen hat gezeigt, wie es konfessionslose Massen mit der Vernunftreligion machen. N. wurde wirklich der Abgott aller Patrioten und Blutmenschen: Sie trugen seine Gebeine ins Pantheon, und seinen *contrat social* nannten sie ausdrücklich den Pharus der Revolution; von ihm borgten sie ihre Schlagworte und beriefen sich hundertfach auf seine Auktorität, um ihre Geseze und Maßregeln durch sie zu heiligen; aber statt seiner Vernunftreligion wählten sie die ihrige. Freilich hat N. diese Folgen seiner Principien nicht vorausgesehen und gewiß nicht gewollt, aber man wird ihre Verwerfung von Seiten der Staats- und Kirchenvorsteher begreiflich finden, wenn man auch bedauern mag, daß N. gegenüber das schöne Wort des heil. Augustinus unbeachtet geblieben ist: „*Interficite errores, diligite errantes.*“ N. hatte dem in der Tiefe des Volkes gährenden Unwillen gegen die höheren Stände Worte und Richtung geliehen durch seine im *contrat social* aufgestellten Rechtstheorien. Das gegen Religion und Staat mit Umsturzgelüsten erfüllte Volk ergriff nicht die Vernunftreligion N's, sondern setzte „seine Göttin der Vernunft“ zur Anbetung auf die Altäre, nachdem es, um die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Volkssouveränität blutig zu verwirklichen den Mandatar des Volkes Ludwig Capet im Namen der beleidigten Nation hingerichtet und alle diejenigen aus dem Wege geräumt

sich selbst sein Gott ist. Wenn der Gedanke an Gott die Titus, die Trajane, die Antonine, die Marc Aurele hervorgebracht hat, so sind diese Beispiele zur Verteidigung meiner Sache vollkommen ausreichend und meine Sache ist die Sache der ganzen Menschheit.“ Die berühmte Frage Bayle's, ob es einen Staat von Atheisten geben könne, beantwortete daher Voltaire spöttisch, daß wenn Bayle nur 500-600 Bauern zu regieren gehabt hätte, er unfehlbar die Lehre von einem vergeltenden Gotte predigen würde. Er ist im Munde Voltaires durchaus nicht ein eitles Wigwort, sondern der Ausdruck innerster Ueberzeugung, wenn er an den Prinzen Heinrich von Preußen den vielbekannten Satz schreibt:

„*Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer! mais toute la nature nous crie, qu'il existe.*“

hatte, die dem Volkswillen entgegenstanden. Mit gewaltiger rhetorischer Kraft und Wahrheit schildert dies Lacordaire. „Vorträge in Notre-Dame zu Paris, Dezember 1844 und Januar 1845 übersezt von Dr. Wilhelm Smets Neuf bei Schwann. 4. Vortrag S. 57. *)

„Das 18. Jahrhundert wollte auf der ganzen Erde das Reich der reinen Vernunft errichten. Durch ein seltenes Glück begegnete sich, um diesen Gedanken zu verwirklichen, eine Legion bevorzugter Geister: Dichter, Geschichtsforscher, Moralisten, Romantiker, Rechtsgelehrte, Männer, die in allen Zweigen literarischer und wissenschaftlicher Schöpfungen fähig waren, nieder zu reißen und aufzubauen. Noch niemals hatte man so viele Geister um einen einzigen Gedanken zusammengeschart sehen, und das Jahrhundert, das sie hervorgebracht hatte, konnte, wenn es auf ihren Beistand und ihrer Eifer hin sah, zu sich sagen, daß ein wahrhaft fürscheidungswürdiges Werk ihm anvertraut worden sei und daß es recht bald die prachtvolle Erfüllung desselben schauen werde.

Begrüßen Sie meine Herren, diese Hoffnungen des menschlichen Geistes, diese kühnen Verheißungen, diese sich weithin ziehende Schifffahrt in den unbekanntem Gegenden der Wahrheit; begrüßen Sie diese Argonauten, die mit vollen Segeln über die Herkulessäulen der Menschheit hinaussteuern, und schon die glückseligen Inseln der Zukunft sich ganz nahe erheben sehen.“ Dann kommt Redner auf die Unterstützung der rationalistischen Pläne durch die mächtigsten Throne Europas und geht dann über zu der Schilderung des speciell in Frankreich für die Ideenwältzungen günstigen Bodens. „Sehen Sie hier das Schloß der allerchristlichsten Könige: In der Kammer, wo der hl. Ludwig schlief, schlummert nun der Weichling Sardanapal (Ludwig XV.) Stambul hatte sich nach Versailles übergesiedelt und befand sich dort ganz behaglich. Weiber aufgerafft aus dem tiefsten Unflath von der Welt, spielten mit der Krone von Frankreich, Abkömmlinge der Kreuzfahrer bevölkerten mit ihren Schmeicheleien die entehrten Borgemächer, und küßten im Vorbeigehen den Gebieterrod eines Kebsweibes; sie übertrugen vom Thron in ihre Häuser die Laster, die sie angebetet hatten, die Verachtung der hl. Gesetze der Ehe, die Nachahmung der römischen Saturnalien, gewürzt mit einer Gottlosigkeit, wie die Vertrauten des Nero sie nicht gekannt hatten.

Eine unreine Jugend wußte statt der Pflugschar und des Degens nur noch Spottreden gegen Gott und die Unscham gegen den Menschen zu handhaben. Unter ihr schleppte sich das Bürgerthum hin, mehr oder minder diese Verderbtheit der Vornehmen nachahmend, und jug seine Söhne hinterher, sowie man hinter den gewaltigen Königen der Wüste, den Löwen und ähnlichen Bestien, die kleinen und gemeinen Tiere hinrennen sieht, die ihrer Fährte folgen, um auch für sich von dem vergossenen Blute aufzuleben.

„Eines Tages endlich, da brach der Tag Gottes an. Das alte Volk der Franken schauderte über eine so große Schmach; es streckte seine Rechte aus; es würfste diese in den Abfall von der Tugend hinabgesunkene Gesellschaft und warf sie mit einem Ruck zur Erde, zum kindischen Erstarken aller dieser Könige, die der reinen Vernunft geschmeichelt hatten! Das Schaffot trat an die Stelle des Thrones, ohne Unterschied Alles hinnähend, was ihm zugebracht wurde: Könige, Königinnen, Kinder, junge Mädchen, Priester, Philosophen, Unschuldbige und Schulbige, Alle verwickelt in die allgemeine Schuldbverbindlichkeit ihres Jahrhunderts und dessen Triumphes über Jesus Christus. Ein letztes Schaugepränge schloß die Vergeltungen Gottes. Die reine Vernunft wollte ihre Hochzeitfeier begehen; denn sie hatte auf dem Schaffot erst ihre Verlobung gefeiert; sie wollte weiter hinaus und Hochzeit halten. Die Pforten dieser nämlichen Domkirche öffneten sich auf ihr allmächtiges Geheiß! eine unzählbare Menge überschwenmte ihre Räume und führte zum Altare die Gottheit die man ihm schon seit sechzig Jahren bereitet hatte. Soll ich sie nennen? Das Altertum hatte Bildnisse, in welchen die Verderbtheit den Völkern zur Verehrung ausgestellt war; hier aber war Wirklichkeit: der lebendige Marmor eines öffentlichen Fleisches. Ich schweige, meine Herren! ich überlasse es diesem Volke, die letzte Gottheit der Welt anzubeten und schleierlos die unsterbliche Vermählungsfeier der reinen Vernunft zu begehen.

*) Dr. W. Smets, als Dichter unter dem Namen Leuz von Prag, Justus Walter u. s. f. auftretend, geb. 1796 zu Neval in Esthland, der Sohn eines früheren Criminalrichters in Bonn, der sein Amt aufgegeben hatte, um Schauspieler zu werden, und der nachmals berühmten tragischen Schauspielerin Sophie Schröder, Bruder der hochberühmten Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, verlebte eine stürmische Kindheit und Jugend, machte 1815 den Feldzug als Freiwilliger mit und ward im Hauptquartier Sneysemau's verwendet, schied als Landwehrlieutenant aus dem Heere, kam 1816 nach Wien und fand daselbst seine Mutter, die er seit langem tot geglaubt, (sie starb erst 1868 in München), versuchte sich auch auf den Brettern der Bühne. Seit 1819 studierte er Theologie zu Bonn und Münster, empfing 1822 die Priesterweihe, war mehrere Jahre Religionslehrer am jetzigen Gymnasium an Marzellen in Köln, 1828 Pfarrer in Herfel bei Bonn und starb 1848 als Domherr in Aachen. Smets war ein trefflicher Pyriker (Gesammelte Dichtungen, Stuttg. u. Tüb. 1840) konnte aber bei dem religiösen Geiste seiner Dichtungen, sowie als Gegner der sogen. politischen Dichter nicht zur gebührenden Anerkennung gelangen; auch als Uebersetzer und theolog. Schriftsteller, sowie als tüchtiger Kanzelredner hat er sich mannichfache Verdienste erworben. Eine vortreffliche, sehr interessante Biographie von Smets gab 1877 Joseph Müllermeister in Aachen heraus, unter dem Titel: Wilhelm Smets in Leben und Schriften. Aachen bei R. Barth.

2. Toleranz und Intoleranz.

N. bietet alle Kraft seines Genies auf, um einerseits mit wütendem Angriff den Katholicismus wegen des Dogmas von der allein seligmachenden Kirche zu bekämpfen, andererseits die Lehre des religiösen Indifferentismus zu predigen. „Gott möge mich behüten,“ ruft emphatisch der Savoyardische Vikar aus, „daß ich jemals den Menschen das grausame Dogma der Intoleranz predige! Wäre auf Erden eine Religion, außerhalb welcher es nur ewige Qual gäbe, und fände sich an irgend einem Orte der Welt ein einziger Mensch, den ihre Wahrheit nicht augenfällig überzeugte, so würde der Gott dieser Religion der ungerechteste und grausamste Tyrann sein. „Du verkündigst mir,“ läßt er einen Wilden zum Missionar sagen, „einen Gott, der vor etwa 2000 Jahren am anderen Ende der Welt, ich weiß nicht, in welchem Städtchen geboren und gestorben sei, und du erklärst mir, daß alle, welche nicht an dieses Geheimnis glauben, verdammt werden. Ich soll das Geheimnis, sagst du, noch lernen, du wollest mich darin unterrichten. Aber warum kamst du nicht, um meinen Vater zu lehren? oder warum verdammt du diesen braven Greis, weil er nichts davon gewußt hat? Soll er wegen deiner Verschämung ewig bestraft werden? Er, der so gut, so wohlthätig war und nur die Wahrheit suchte?“ Mit solchen leichtfertigen Phrasen kämpft N., der den Wahlspruch hatte: „Vitam impendere vero“ gegen den katholischen Glauben, indem er aus dessen ernstern und erhabenen Lehren eine widerwärtige Karrikatur macht, um diese dann dem Hohne und der Verachtung preis zu geben.

Hätte er, hat man mit Recht gesagt, statt sich in den Mantel des vicaire savoyard zu hüllen, lieber beim Vikarius seiner Pfarre, ja bei jedem unterrichteten katholischen Laien, nach der wahren katholischen Lehre sich erkundigen wollen, er würde dann haben einsehen müssen, daß er diese Lehre durchaus verfälschte und mit unverzeihlicher Frivolität schmähete. Um kurz zu sein, verweise ich aus den Briefen an einen Zweifler von Balmez, Regensburg 1852 Manz S. 230. Balmez führt ein Gespräch zwischen einem Ungläubigen und einem Katholiken an:

Der Ungläubige: Die katholische Lehre ist ungerecht, weil sie die außerhalb der Kirche Lebenden verdammt, obgleich es Viele giebt, die von der wahren Religion keine Kenntnis haben können.

Der Katholik: Dies ist falsch; wo unüberwindliche Unwissenheit ist, giebt es keine Sünde: die Kirche ist so weit entfernt, dies zu lehren, daß sie vielmehr gerade das Gegenteil lehrt. Die Menschen, welche in unüberwindlicher Unwissenheit über den göttlichen Ursprung der katholischen Kirche leben, tragen vor Gott keine Schuld, daß sie nicht in dieselbe eingetreten.

Der Ungläubige: Aber wann und bei wem findet sich diese unüberwindliche Unwissenheit? Bezeichnen Sie mir eine Grenze, welche hier entscheidet, je nach den verschiedenen Umständen in denen die Menschen und die Völker sich befinden.

Der Katholik: Haben Sie die Güte, diese Grenze mir zu bezeichnen.

Der Ungläubige: Dies kann ich nicht.

Der Katholik: Ich ebenso wenig, und somit stehen wir auf gleichem Fuße.

Der Ungläubige: Wohl; aber Sie sprechen von Verdammung und das kann ich nicht zugeben.

Der Katholik: Gewiß; aber bemerken Sie, daß wir von Verdammung nur mit Rücksicht auf die Schuldigen sprechen, und ich glaube nicht, daß Sie zu leugnen wagen werden, die Schuld verdiene Strafe; wenn Sie mich aber fragen, welche und wie viele die Schuldigen sind, so wissen wir hierüber beide gleich wenig. Ich halte mich an die Grundsätze; in Betreff ihrer Anwendung beschränke ich mich darauf zu fragen, welche die Schuldigen sind. Wenn Sie mir dies nicht sagen können, so ist es ungerath von mir zu verlangen, daß ich es Ihnen sage.

„Aus diesem kleinen Gespräch geht hervor, daß es sich hier um zwei Dinge handelt; einerseits um das Dogma, welches sicherlich mit der gesunden Vernunft übereinstimmt; andererseits um die Unwissen-

heit der Menschen, da wir nicht im Stande sind, die Geheimnisse der Gewissen zu ergründen, um einen festen Punkt aufstellen zu können, der den Ausschlag gäbe, bei welchen Individuen, bei welchen Völkern, unter welchen Umständen die Unwissenheit in Religionsfachen aufhört unüberwindlich zu sein und eine schwere Schuld vor Gott begründet."

Wenn es also heißt: „Außer der Kirche kein Heil“, so wird damit nicht gesagt, daß Mohamedaner, Perser, Indier, Chinesen, Juden, daß die nicht katholischen Christen verdammt würden. Wir haben nämlich mit dem heiligen Augustin die Eine katholische Kirche als eine lebendige aus Seele und Leib zusammengesetzte Person aufzufassen: Die Seele besteht aus den Gnaden und Gaben des h. Geistes, dem Glauben, der Hoffnung, der Liebe, den guten Werken und wird folglich durch das unsichtbare Element gebildet; den Leib bildet das äußere Bekenntnis des Glaubens, die Teilnahme an den h. Sakramenten, die äußere Verbindung mit dem Kirchenoberhaupte, folglich das sichtbare Element der Kirche. Wer nun irgend einer nicht katholischen Religionspartei anhängt, gehört nicht zum sichtbaren Bestandteile, zum Leibe der Kirche, er gehört aber zur Seele der Kirche, wenn und so lange die Gaben des h. Geistes in ihm wirksam sind. Auf der andern Seite gehören manche nicht der Seele der Kirche an, welche ihr äußerlich eingegliedert sind. Wie nun die einen, welche der Kirche nur äußerlich angehören, der Seligkeit nicht teilhaftig werden, so wird allen denen die Seligkeit nicht fehlen können, welche der Seele der Kirche bis an ihr Ende angehören.

Überall, wo eine feste Ueberzeugung herrscht, muß sich dieselbe das Recht ausschließlicher Geltung vindizieren. Toleranz ist da nur die Folge der Unentschiedenheit, des Zweifels, des Mißtrauens auf die eigene Sache. So auch in Betreff religiöser Ueberzeugungen. Auf welcher Stufe man auch immer stehen mag, jede feste religiöse Ueberzeugung muß sich auf das Dogma der Intoleranz stützen. Auf religiöse Principien angewandt, fordert die Toleranz unmögliches, auf Personen, die diese Principien nicht teilen angewandt, fordert die Toleranz zu wenig. Da heißt es: Nicht tolerieren, sondern achten und lieben. Wenn der Katholik sagt: Außer der Kirche kein Heil, so muß der Protestant sagen: „Außer Christus kein Heil,“ und der Theist muß ebenfalls sagen: Außer der natürlichen Religion kein Heil. Wollten Protestanten und Theisten das grausame Dogma der Intoleranz verwerfen, so würden sie die Erde der trostlosen und tausendmal grausameren Herrschaft der Gottlosigkeit überliefern. Freilich führt bei der Leidenschaftlichkeit der Menschen nicht selten die principielle Intoleranz zur persönlichen Intoleranz, aber ebenso hat auch die principielle Toleranz die furchtbarste Intoleranz gegen die Personen hervorgerufen. N. selbst liefert dafür, wie wir schon früher ausgeführt haben, den traurigsten Beweis. Mit derselben Feder, die gegen die Kirche jenen überfließend sentimentalen Ausruf schleuderte: „Gott möge mich behüten, daß ich jemals den Menschen das grausame Dogma der Intoleranz predige,“ hat er zugleich im contrat social die genannten blutdürstigen Worte niedergeschrieben: „Obwohl der Fürst Niemanden zu den Glaubensartikeln der Landesreligion verpflichten kann, so kann er doch jeden, der dieselbe nicht annimmt, aus seinen Staaten verbannen. Wofern aber jemand, der selbige Dogmen öffentlich anerkannt hat, sich in seinem Wandel so aufführt, als glaube er sie nicht, so werde er „mit dem Tode bestraft.“ Zeigt sich hier nicht die Nemesis? Nächst sich nicht die preisgegebene Intoleranz des Dogmas durch die furchtbarste Intoleranz gegen die Personen? War der Ausspruch N.'s nicht ein wildes Wort, welches später den Grund und die Rechtfertigung hergab für die Proscription, Verbannung und Ermordung einer zahllosen Menge von pflicht- und gewissenstreuen Priestern und Laien?

Zum Schlusse dieser Bemerkungen lasse ich die Anschauungen J. Möfers in dieser Frage folgen, welche von dessen tiefer staatsmännischen Weisheit und seinem gefunden von Phrasen unbeeinflussten Sinne Zeugnis ablegen: (S. 37). „Was dächten Sie weiter, mein verehrtester Herr Vikar, wenn ich gegen Sie den Satz wagte, daß die Dekonomie einer jeden Religion erforderte, öffentlich zu behaupten, daß außer

ihr kein Heil sei? Mir scheint es, als könne eine Religion ihre bürgerliche Wirkung ohne diesen Grundsatz nicht haben, wenigstens bilde ich mir ein, wenn in einem öffentlichen Katechismus mit großen Buchstaben die Kindeslehre stünde: Man kann in allen Religionen selig werden, daß dieses den nötigen Enthusiasmus ungemein schwächen würde; ich, als ein fauler Knabe, würde sicher geträumet haben: Laß die Seele gewähren, bringt sie keine Wahrheiten, so bringt sie Phantasien; und jede Religion ist Gott angenehm. So hätte ich gewiß geschlossen, oder mein Vater hätte mir die große Lehre von der Gleichgültigkeit aller Religionen eine Zeit lang verbergen und mich wider Ihre Meinung erst mit einem Vorurteil auferziehen müssen. Als ein Mann wäre ich vielleicht so billig geworden, mich hierdurch nicht irren zu lassen. Allein der große Haufe der Kinder, welche niemals zu einem männlichen Verstande kommen, würde mich gedauert haben. Eine solche Gleichgültigkeit hätte meiner Meinung nach jede Religion um ihre Kraft gebracht, die Gewissen zu binden; welches doch notwendig ist, um den bürgerlichen Endzweck des Eides, dieses unentbehrlichen, obgleich traurigen Mittels, zu erhalten. Und dieses bewegt mich zu glauben, daß jede Religion in ihrer öffentlichen Lehre alle anderen ausschließen, und den Philosophen nichts mehr, als die heilsame Ungewißheit zur weiteren Betrachtung lassen müsse.

Die Ewigkeit der Höllestrafe ist seit einiger Zeit bestritten worden. Die Unsicherheit dieses Satzes ist erträglich, ja vielleicht mit Fleiß erwählt, damit wir zwischen Furcht, Hoffnung und Verzeihung blieben. Aber die öffentliche Gewißheit des Gegenteils, nämlich ein göttlich Gesetz über die kurze Dauer der Höllestrafe ist aus vielen Ursachen bedenklich.

Dies vorausgesetzt will ich auf Ihre Frage, ob nicht solchergestalt, da Keiner alle Religionen vergleichen, prüfen und die Beste daraus erwählen könne, Jeder wohlthue in seiner Religion zu beharren, nur dieses antworten, daß wir so etwas nicht öffentlich zu einer unumstößlichen Regel machen können, ohne alle Religionen, welche das Beste der Gesellschaft befördern, gut zu heißen; und daß wir nicht alle gut heißen können, ohne jede in ihrer besonderen Kraft, die Gewissen zu binden, zu schwächen. Sobald wir aber das Gewissen schwächen, so heben wir den bürgerlichen Nutzen jeder Religion auf. Wir wollen uns also hierüber solchergestalt vergleichen, daß es schädlich sei, durch eine öffentliche Kirchenlehre die Gleichgültigkeit aller zur größten Vollkommenheit der Welt eingerichteten Religionen zu behaupten; und daß Ihr Freund kein Meisterstück gemacht, wenn er einen solchen Satz zur öffentlichen Lehre machen wollen. Ich bitte mir aber aus, daß dieser Vergleich bloß unter uns gelte."

Ich bin mit Rücksicht auf den mir gestatteten Raum genöthigt, hier abzubrechen. Ich hoffe, in einem der nächsten Programme den Rest der fertigen Abhandlung folgen lassen zu können. Zu besprechen sind noch N's Ansichten über Weissagungen, Möglichkeit und Erkennbarkeit der Wunder, einschließlich der beiden polemischen Schriften N's: „Briefe vom Berge und Antwort N's auf das Mandement Beaumont's," ferner seine Aeußerungen über die Evangelien, Jesus Christus, die Moral, das Gebet.

Der auf dem Titel genannte „Schluß" beschäftigt sich mit 2 Fragen: erstens auf welchen Gründen beruht die beispiellos große Einwirkung N's auf die deutsche Litteratur, namentlich auf die Schriftsteller der Sturm- und Drangperiode, und zweitens im Anschluß an H's meisterhafte Schlußbetrachtung über den Zwiespalt in N's Leben und Schriften — seine Größe und seine Schwächen —, ob es möglich ist, den Räthselhaften zu enträtseln und Schuld und Größe auf eine innere Einheit und gemeinsame Wurzel zurückzuführen, und dadurch die doppelte Einseitigkeit zu vermeiden, als Lobredner N. maßlos zu verherrlichen, oder als Tadler nur Niedriges, Wertloses, Gemeines in dem seltsamen an Licht und Schatten überreichen Leben und Wirken N's zu erkennen.

1) Aus den Confessionen ließe sich ein dem von Leporello entfalteten Register der Herzensgeschichten seines Herrn ähnliches gar nicht kleines Verzeichnis von meist widerwärtigen Liebesabenteuern K's zusammenstellen. Doch lassen wir dies. Im Jahre 1745 lernte K. in Paris Therese Le Bassier kennen und erklärte ihr, sie nie zu verlassen aber auch nie zu heiraten. Sie war ein Schenkknäbchen aus Orleans, welches er in einem Pariser Speisehaufe kennen gelernt hatte. Er lebte mit ihr bis an seinen Tod zusammen, und erkannte sie erst spät als seine Gattin an. Im siebenten Buche der Confessionen erzählt er: „Meinem Fenster gerade gegenüber hatte ich eine Sonnenuhr; einen Monat hindurch gab ich mir alle nur erdenkliche Mühe sie die Stunden unterscheiden zu lehren — sie kennt sie kaum gegenwärtig. Nie konnte sie ohne Anstoß die Monate des Jahres der Ordnung nach herfagen. Sie kennt keine einzige Ziffer, kann weder Geld zählen, noch kennt sie den Wert irgend einer Sache. Das Wort, welches ihr in den Mund kommt, ist oft gerade das Gegenteil, welches sie meint. Ich hatte einmal ein Verzeichnis von ihren Ausdrücken zur Belustigung für Madame de Luxembourg zusammengestellt, und ihre Verwechslungen sind in den Gesellschaften, in denen ich gelebt habe, berühmt geworden.“ Auf Grund dieser Schilderung ihrer Beschränktheit wird Therese in den Biographien K's gewöhnlich als eine stumpf- und blödsinnige Idiotin dargestellt. Wohl mit Unrecht. Ich halte die erwähnten Momente von abnormer Bildungsunfähigkeit nicht für Bildungsunfähigkeit und geistige Stupidität überhaupt, sondern nur in dem, was Rechnen, Zählen und formelle Sprachbildung angeht. (Es ist nichts Seltenes, daß geistig normal und höher angelegte Personen gar kein Interesse, kein Sensorium für das Datum der Monatstage, der Festtage, für die Zeit der Abfahrt und Ankunft von Eisenbahnzügen, für das Fallen oder Steigen von Barometer und Thermometer u. dgl. haben.) Denn K. fügt der obigen Schilderung sofort hinzu: „Aber diese so beschränkte, wenn man will so dumme Person weiß trefflich Rat in schwierigen Lagen. Oft hat sie in der Schweiz, in England, in Frankreich bei den Wechselfällen, die mich trafen, gesehen was ich selbst nicht sah, hat mir den besten Rat gegeben, hat mich aus Gefahren gerissen, in die ich mich blindlings stürzte und bei den Damen vom höchsten Range, bei Großen und Fürsten hat sie durch ihren Takt, durch ihre Denkungsart, durch ihre Antworten, durch ihr Benehmen allgemeine Achtung erworben, und mir Lobsprüche über ihren Wert, deren Aufrichtigkeit ich fühlte.“

K. lebte mit ihr im Ganzen leidlich glücklich, obwohl er noch eine widerwärtige alte Mutter und einen kranken Vater mit ihr in den Kauf nahm. Wohl mochte er oft fühlen, wie hart es sei, mit einer Frau sich nicht über das besprechen zu können, was ihn geistig bewegte; aber dann tröstete er sich wieder mit dem, was er im Emil sagt: „ein einfaches und kräftig erzogenes Mädchen sei jedenfalls besser, als ein schöngeistiges, welches aus ihrem Hause einen Gerichtshof der Literatur mache.“ K. lebte, wie H. sagt, mit Therese in jenem traulichen Zusammensein, in welchem die süße Gewohnheit das Glück der Liebe ersetzt. Man denkt unwillkürlich an jene tiefgefühlten Worte, welche Goethe (B. 3 S. 336) aus ähnlicher Lebenserfahrung schrieb: „Es ist einer eigenen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältnis aufzugeben, es besteht gegen alles Widerwärtige. Mißvergnügen, Unwille, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe; ja es überdauert die Verachtung, den Haß. Die Gewohnheit fordert nicht sowohl eine anmuthige, als bequeme Gegenwart: alsdann aber ist sie unüberwindlich.“ — Ich weiß von einem 65-jährigen Manne, der betrauerte den Tod einer von ihm tief und zärtlich geliebten Gattin. Unter den Aeußerungen seines Schmerzes kam auch diese vor: „niemals wird mir Jemand wie die Verstorbene Freitags die Erbsuppe so köstlich bereiten können“ — dies klingt komisch — ist aber ein psychologisch charakteristisches Wort, welches zeigt, wie Eintracht, Liebe, Verehrung auf großen und kleinen Motiven beruhen.

Therese heiratete nach dem Tode K's, 55 Jahre alt, einen Stallknecht; 1790 erhielt sie auf Barrères Vorschlag eine Pension von 1200 Livres; dennoch starb sie 1801 in großer Armut.

2) Diese Geringschätzung Du Bois-Reymond's kann nicht überraschen, wenn man an das Ignoramus und Ignorabimus denkt, welches der berühmte Physiologe in zwei Vorträgen: „Ueber die Grenzen des Naturvernehmens 1872“ und: „Die sieben Welträtsel 1880“ zu begründen gesucht hat. Von großem Interesse ist für die Beurteilung der beiden Reden eine kleine Broschüre von Dr. Paul Haffner Frankfurt a. M., Foesler 1883: „Das Ignoramus und Ignorabimus der neuern Naturforschung.“ Um zur Lektüre der beiden Reden Du Bois-Reymond's und der Broschüre von Haffner anzuregen — aus beiden eine Probe: Ersterer verteidigt auf's entschiedenste die subjektive Gewißheit der menschlichen Freiheit, und erklärt diese Thatsache zugleich als ein für die mechanische Naturerklärung absolut unerklärliches Rätsel:

„S. 93. Man giebt leicht zu, daß man nicht frei, sondern als Werkzeug verborgener Ursachen handelt, so lange die Handlung gleichgültig ist. Ob Cäsar in Gedanken die rechte oder linke Caliga zuerst anlegt, bleibt sich gleich, in beiden Fällen tritt er gestieft aus dem Zelte. Ob er den Kubikon überschreitet oder nicht, davon hängt der Lauf der Weltgeschichte ab. So wenig frei sind wir in gewissen kleinen Entschlüssen, daß ein Kenner der menschlichen Natur mit überraschender Sicherheit vorher sagt, welche Karte von mehreren unter bestimmten Bedingungen hingelegeten wir aufnehmen werden. Aber auch der entschlossenste Monist vermag den ersten Forderungen des praktischen Lebens gegenüber die Vorstellung nur schwer festzuhalten, daß das ganze menschliche Dasein nichts sei als eine Fable convenue, in welcher mechanische Notwendigkeit dem Cajus die Rolle des Verbrecbers, dem Sempronius die des Richters erteile und deshalb Cajus zum Richtplatz geführt werde, während Sempronius

frühstück gehen. Wenn Hr. Stephan uns berichtet, daß auf 100000 Briefe Jahr aus, Jahr ein so und so viele entfallen welche ohne Adresse in den Kasten geworfen werden, denken wir uns nichts besonderes dabei. Aber, daß nach Quetelet unter 100000 Einwohnern einer Stadt, Jahr aus, Jahr ein, naturnotwendig so und so viele Diebe, Mörder und Brandstifter sind, das empört unser sittliches Gefühl; denn es ist peinlich denken zu müssen, daß wir nur deshalb nicht Verbrecher wurden, weil Andere für uns die schwarzen Loose zogen, die auch unser Teil hätten werden können.“

Haffner S. 22: Du Bois-Reymond spricht nur als Naturforscher; nur als solcher sagt er: *ignoramus ignorabimus*. Indirekt aber spricht er im Namen der menschlichen Wissenschaft überhaupt, da er eben außer der Naturwissenschaft keine andere Wissenschaft anerkennt. Gegen diese enge und beschränkte Auffassung, welche ein Fragment zum Ganzen macht, müssen wir entschieden Protest einlegen. Uns ist die Natur nicht das einzig erkennbare; auch der menschliche Geist ist Gegenstand des Wissens. Wir kennen seine Thätigkeiten und verstehen die Gesetze und das Ziel seines Lebens. Wir gestatten der mechanischen Naturforschung nicht, die Unmöglichkeit der Erkenntnis des Geistes Namens der Wissenschaft überhaupt zu erklären, weil ihr eine solche Erkenntnis nicht möglich ist.“ —

Haffner beginnt seine Broschüre mit dem berühmten Ausspruch Baco von Verulam's: (*Sermo fidel. seu interiora rerum C. XVI. de Atheismo*). „Es ist doch wahr, daß geringe Naturphilosophie zum Atheismus sich neigt, höhere Wissenschaft aber zur Religion zurücktreibt. Denn der menschliche Verstand möchte wohl, solange er die Sekundär-Ursachen zerstreut betrachtet, bei diesen stehen bleiben und nicht weiter dringen; wenn er jedoch deren Kette, sowie sie unter sich verbunden und verknüpft sind, zu betrachten fortfährt, so ist er genöthigt, zu der Vorsehung und zu Gott seine Zuflucht zu nehmen.“ — „An Gott,“ so schließt Bacon seine treffenden Bemerkungen, „an Gott glauben bloß diejenigen nicht, die ein Interesse daran haben daß es keinen Gott geben möchte, *Deum non esse non credit, nisi cui Deum non esse expedit*.“ — Wenn Naturforscher, wie Burmeister oder Hädel Säge anstellen, wie „Die Erde und die Welt sind ewig“, „das ist eines der ersten und obersten Naturgesetze,“ so haben sie Dinge behauptet, die für Naturforscher *extra artem* liegen — diese oder ähnliche Fragen gehören zu der Aufgabe der Philosophie oder Theologie.



frühstücken gehe. Wenn H
welche ohne Adresse in den
100000 Einwohnern einer
das empört unser sittliches
Anderer für uns die schwar

Haffner S. 22: Du s
Indirekt aber spricht er im
Wissenschaft anerkennt. Geg
entschieden Protest einlegen.

Wissens. Wir kennen seine
Naturforschung nicht, die Un
weil ihr eine solche Erkenntni

Haffner beginnt seine
rerum C. XVI. de Atheism
schaft aber zur Religion zurück
betrachtet, bei diesen stehen blei
verknüpft sind, zu betrachten so
Gott," so schließt Bacon seine
daß es keinen Gott geben möchte
wie Burmeister oder Hädel Sä
Naturgesetze," so haben sie Dim
zu der Aufgabe der Philosophie

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

M

Y

C

K

G

W

B

G

R

19

17

15

14

13

12

11

10

9

8

6

5

4

3

2

1

A

diese Jahr aus, Jahr ein so und so viele entfallen
besonderes dabei. Aber, daß nach Quetelet unter
nd so viele Diebe, Mörder und Brandstifter sind,
wir nur deshalb nicht Verbrecher wurden, weil
en können."

er als solcher sagt er: ignoramus ignorabimus.
er eben außer der Naturwissenschaft keine andere
ein Fragment zum Ganzen macht, müssen wir
auch der menschliche Geist ist Gegenstand des
seines Lebens. Wir gestatten der mechanischen
der Wissenschaft überhaupt zu erklären,

von Verulam's: (Sermo fidel. seu interiora
ophie zum Atheismus sich neigt, höhere Wissen-
sohi, solange er die Sekundär-Ursachen zerstreut
eren Kette, sowie sie unter sich verbunden und
zu Gott seine Zuflucht zu nehmen." — „An
diejenigen nicht, die ein Interesse daran haben
non esse expedit." — Wenn Naturforscher,
ewig", „das ist eines der ersten und obersten
liegen — diese oder ähnliche Fragen gehören









